Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1823)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655874

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gruß des Hinkenden Boten, zum neuen Jahr 1823.

Da kommt mit lahmem Stelzenfuß.
In seinem langewohnten Trote,
Der alte, gute Freund, der Bote,
Und bringt des neuen Jahres Gruß.
Und wünscht im ganzen Lande allen,
— Soweit das einmal möglich ist —
Gnad Fried und Freud und Wohlgefallen.
Es ist schon viel, wer mit gesundem Leib
Das neue Jahr hat angetreten.
Nicht jeder kanns! Ach! ich will wetten,
Am Bette jammert manches Weib
Um einen übel kranken Lieben;
Und mancher ist zurück geblieben,
Und schläft. — „Ey nicht so ernsthaft, Bot!
„Du darfst wohl Scherz und Freude bringen.
„Doch, willst du uns Klaglieder singen.
„So jagen wir dich fort mit Spott!“
So sey es drum! Gern mag ich spassen.
Und bin, ihr wißt es, froh gestimmt.
Nur daß mir's niemand übel nimmt!
Und wenn mein Scherz auch mancheu trift,
So schreit nicht über Gall' und Gift!
So dürft ihr mich darum nicht hassen.
Es ist ja nicht so bös gemeint!
Ich bleibe dennoch euer Freund.
Und schliesse mit dem wahren Spruch:

(Ich fand ihn einst in einem Buch:)

Die Narren hassen mich um mein satyrisch Lachen,
Und sie sinds selber doch, die mich zu lachen machen.

So gehts heut zu Tage in der Welt.

(In ein Paar kurzen Gesprächen dargestellt.)

1.

Hr. Falsch. Höre, liebe Frau! Du sollst doch einmal wieder zu Frau Pfif und ihren Töchtern gehn. Sie nehmens sonst gewiß übel.

Frau. Ach! ich mag nicht. Sie sind so einbildisch und hochmüthig, und kommen daher wie die Pfauen. Die alte Närrin, die Mutter, liebäugelt noch mit allen ledigen Mannspersonen, und mag nicht warten, bis sie wieder einen anführen kann, wie sie ihren Mann angeführt hat!

Herr. Nun freilich! Aber die beyden Töchtern —

Frau. Ach geh doch! Die Affengesichter mit ihren Stumpfnasen meinen noch Wunder wie hübsch sie sind, und wollen an allen Orten die vordersten seyn! — Ich kann die Leute gar nicht ausstehen!

Herr. Nun freilich. Aber man muß sich mit niemanden veruneinigen. Geh immerhin, meine Liebe!

Frau. Nun ja! Dir zu liebe. Aber lange bleibe ich gewiß nicht dort. Ich müßte mich tod ärgern.

2.

Frau Pfif. Denkt doch Kinder! Ich vernehme daß Frau Falsch von ihrem Vetter Fuchs im Testamente fünftausend Pfunde geerbt hat! Aber die falsche Katze hat ihm auch genug darum geschmeichelt. Erst jetzt wird das Weib unerträglich werden!

Tochter Luise. Je nun! Sie war wenigstens verwandt, und konnte schon etwas erben.

Frau. Ja das hätten andre auch gekonnt, bey denen es besser angewendet gewesen wäre. Sie ist ohnehin so hochmüthig daß ich sie nicht ausstehen kann!

Tochter. Sie kommt doch aber auch selten zu uns — und

Frau. Immer noch mehr als mir lieb ist. Ich könnte es gar wohl ohne sie machen!

3.

Die Magd. Frau Falsch läßt fragen, ob Madam zu Hause sey, und sie empfangen könne?

Frau. Himmel! Da ist das unerträgliche Weib! Gewiß kommt sie nur um mit ihrem Erbe zu prahlen.

Magd. Soll ich sie abweisen?

Frau. Nein! Es sey mir gar lieb sie zu sehen.

Frau Falsch tritt ein. Ey guten Abend, meine Liebe, herzige Frau!

Frau Pfif. Ey willkommen meine Liebe. Wie lange ists daß ich sie nicht gesehn habe. Recht sehr lange Weile hab ich nach Ihnen gehabt.

Frau Falsch. Ja meine Liebe, es dünkt mich ein halbes Jahrhundert seit ich das letzte Mal bey Ihnen war.

Frau Pfif. Apropos! Der tausend! Ich wünsche von Herzen Glück zur Erbschaft! Seit langem hat mich nichts so sehr erfreut.

Frau Falsch. Ich danke, und weiß daß Sie an meinem Glücke aufrichtigen Antheil nehmen. — Aber was leben denn Ihre lieben hübschen Töchter? Sie sind eine recht glückliche Mutter, so schöne Kinder zu haben; und so gut und so bescheiden dabey.

Frau Pfif. Je nun! Die Kinder sind schon ordentlich. Aber ich wünschte daß sie recht viel bey Ihnen seyn könnten. Sie würden in ihrem liebenswürdigen Umgang unendlich gewinnen. u. s. w.

Der Bote hat das auf einem ausgerissenen Blatt von einem alten Komedi-Buch gelesen; und sagt das ausdrucklich, damit ja niemand meint, das sey auf ihn gestichelt. Ich weiß gar gut, daß das Papier geduldig ist, und daß es unter uns ganz anders hergeht. —

Ein Ehestands-Gespräch.

Frau. Denk doch, lieber Mann! Meine Nachbarin da drüben sagt, sie habe den bessern Mann als ich!

Mann! Da hat sie wohl recht, mein Schatz!

Frau! Nein! Sie hat nicht recht! Ich behaupte, daß ich viel den bessern Mann habe!

Mann. Da hast du auch recht, mein Schatz!

Frau. Mais diantre! Beyde könnt ihr doch nicht die Beßten seyn! Einer nur ist der Beßte!

Mann. Ja, da hast du abermal recht mein Schatz!

Frau. O zum Henker mit deiner Gleichgültigkeit! Ich werde mich noch zu Tode ärgern.

Mann. Da hast du vollkommen recht, mein Schatz.

Lebendige Wettergläser.

„Was kostet ein Barometer? Muß auch so einen Hauspropheten haben, der im Heuet und in der Erndte mir das Wetter voraussagt!“ — Hm! Je nachdem er ist! Aber trau du dem Propheten nicht zu viel! Er lügt manchmal gar gewaltig, oder weiß selbst nicht was er sagt. Ich will dir aber was anders sagen. Der arme lahme Bote dient gern mit seiner Kunst!

Da, in meinem linken Stumpen, über dem abgeschossenen Bein, (siehe auf dem Titelblatt) kündet sich das schlechte Wetter allemal voraus mit Jucken und Stechen. Nun darfst du dir eben kein Bein abschiessen lassen! Brauchst nur einen alten Schaden irgendwo am Leibe zu haben, oder ein Paar tüchtige Hüneraugen an den Füssen, sie thun den Dienst auch. — Mancher empfindet allemal Angst und Bangigkeit im ganzen Leibe, lange bevor ein Donnerwetter losbricht. Wers hat, der brauchts!

Aber auch die unvernünftigen Thiere verstehn das Wetter! Sind die Schweine unruhig, und werfen das Stroh herum, so bedeutet es unruhig stürmisch oder kalt Wetter. So auch wenn die Hauskatzen sich strecken, an den Wänden kratzen, und tanzen als ob ihnen ein Hopser gepfiffen würde. Auf eine ähnliche Weise thun Pferde und Rindvieh. Wenn die Hunde faul sind, viel

schlafen, oder Gras fressen, bedeutet es Sturm, oder wenigstens schlecht Wetter. Wenn aber nach langem schlechten stürmischen Wetter, die Katzen sich lecken, und putzen, wie die Bauernmädchen, wenn sie zum Tanz gehn, so bessert das Wetter.

Die Vögel verstehn es fast noch besser! flieht die Glucke mit ihren Jungen bey hellem Himmel unter Dach, und nimmt sie unter die Flügel, so kommt bald Gewitter und Regen. Lassen sich die Hühner beregnen, und schütteln sich oft, so hält das Regnen sicher lange an. Krähen di: Hähne mitten in der Nacht, zur Unzeit, und werden unruhig, so ändert das Wetter. Wenn die Spatzen früher als gewöhnlich vom Felde heimkehren, und die Nachtquartiere beziehn, so ist Regen und Sturm nicht weit.

Daß die Spinnen besonders gute Wetterpropheten sind, hat ein gefangener Franzose beobachtet; und der geneigte Leser hats vor einigen Jahren in der Prattig des längern gefunden. — Mag nun jeder selbst sehn, was wahr ist!

Wie gewisse Leute erzählen.

Daß nicht jedermann eben wohl beredt ist, schadet nichts; und wenn die Hälfte weniger geredet würde, wär's vielleicht eben recht. Aber es gewöhnt sich mancher im Reden so allerley böse Manieren an, die ihn lächerlich machen; und davon will der Bote erzählen, damit die Leute das anders lernen.

Mein Schneider, ein Deutscher dazu, erzählt etwa so: ja, versteht er wohl, das Tuch da, versteht er wohl, ist freilich gut genug, versteht er wohl! Aber für Pantelon, versteht er wohl, ists zu schwach; und wenn er wohl über einen Graben springen will, versteht er wohl, so könnt ein Maleer paßiren (Malheur, Ungemach) und die Hosen verreissen, versteht er wohl!

Eben so wunderlich kommts heraus, wenn manche sich im Reden immer mit ja, meinetwegen u. d. gl. unterbrechen. „Gschauit — ja — i bi vors Hus gange — mynetwege am englest. Ja — u du chunt er mynetwege so bim Tannholz — ja u seit: was thust du da, seit er? Un i säge — he ja han i gseit, i wot zum Schärer — sägen i; nu! nu er fragt mynetwege: hest neuer chranks? seit er zue mer. Un i meine — he ja — er frage mynetwege us guter Meinig. Ja! nu i säge u. s. w.

Nicht viel besser aber lautet folgendes, das dem Boten durch die Post zugesandt wurde: Eh bon jour! Guete Tag, ma chere! comment vous porte vous? Was lebet der geng? Apropos! Heit dir o verno daß der cousin Louis wot Hochzyt ha? Oui! il veut se marier! Er überchunt une joli petite femme, und öppe achttuset Pfund avec! cela n'est pas Gitzimist! — Eties vous gester au concert? Julie a chanté wie ne Engel! Comme un ange, je vous assure. Auch het me wohl gseh les jeunes Messieurs sy ganz vernaret i si! Tout a fait enchanté! — Adieu ma chere lebet wohl.

Ein ehrsamer Bürger einer kleinen Stadt, meinte einmal: es wäre doch recht hübsch wenn man der Strasse nach um die Stadt her recht viel Populaçe pflanzte. Er meinte Pappelbäume (Peupliers) und Populaçe heißt — Gesindel!

Das ist noch schlimmer gefehlt, als der

verstorbene Schärer in W.... der sich statt Chirurgus, Cyrigugus unterschrieb.

Und schlimmer als der Bauer zu S. der sagen wollte er habe eine Oppression auf der Brust (drücken) und immer sagte: Er habe eine Inclination (Zuneigung.)

Denksprüche.

Der ist unglücklich, der nichts weiß. Noch unglücklicher der, welcher etwas weiß, und es doch nicht anwendet. Aber am unglücklichsten ist der, welcher viel weiß, und es zum Bösen anwendet.

Zweyerley Menschen sind zu bedauern. Die welche suchen, und nichts finden; und die welche finden, und doch nicht zufrieden sind.

Das Unglück der Narren ist grösser als man denkt. Es besteht darinn, daß sie immer noch grössere Narren finden, von denen sie bewundert werden.

Für zwey Freunde ist ein Fingerhuth groß genug; zweyen Feinden aber ist die ganze Welt zu enge.

Wer einen Freund ohne Fehler verlangt, wird bald gar keinen Freund mehr haben.

Das Huhn, das Korn um Korn auflest, füllt endlich doch den Kropf.

Wer sein Kind gar nichts lernen läßt, der scheint es zu einem Spitzbuben erziehen zu wollen.

Ein Schwätzer ist wie eine Mühle, wobey man nur das Klappern hört und kein Mehl sieht.

Die Freuden des Menschen kosten gemeiniglich weit mehr, als seine Leiden. Und doch tragen diese die bessere Frucht.

Die Kunst reich zu werden besteht nicht im Einnehmen, sondern vielmehr im Ausgeben.

Als der Mensch aus dem Paradyse vertrieben war, sollte er arbeiten, damit auch die Erde ihm zum Paradyse wurde.

Willst du wissen wie es im Himmel zugeht, so beobachte eine einträchtige Familie.

Der tolle Hund.

Giebt es mancherley Unglück in dieser Welt, so ist sicher eines der größten, von einem tollen Hunde gebissen zu werden. Nicht der Schmerz nur, aber die entsetzliche Angst vor den fürchterlichen Folgen dieses Bisses, vor Krankheit, Wasserscheu, Wuth und Raserey und einem erbärmlichen Tode, das ist's was solche Menschen unglücklich macht. Wenn auch die Hülfe eines erfahrnen Arztes frühe genug gesucht wird, so muß der gebissene sich einer schmerzhaften Cur unterwerfen, muß sich schneiden und brennen lassen, und vielleicht lebenslang die Narben oder Wundmahle an seinem Leibe tragen. — Zudem wenn auch Hunde gebissen werden, so breitet sich das Uebel aufs Neue aus, die Gefahr erneuert und vermehrt sich, niemand kann ruhig und sicher seine Strasse wandeln, und hundert Menschen leben in Angst und Schrecken. — Neben dem geschieht auch grosser Schade an gebissenem Vieh, Kühen, Pferden, und was etwa einem solchen rasenden Thiere in den Weg kommt.

Unverantwortlich und gewißenlos handelt also jeder, der nicht die größte Sorgfalt

daran verwendet, solches Unglück, so viel an ihm ist, möglichst zu verhüten, und der Bote, dem zwar die Hunde lieb und werth, die Menschen noch viel lieber sind, will darum hier seinen einfältigen aber gut gemeinten Rath geben.

1) Wer nicht muß, sollte eigentlich keinen Hund halten. Arme Leute, die oft kaum selber für sich und ihre Kinder zu beissen haben, und denn doch Hunde halten, denen sie Hunger und Durst lassen, oder die sie mit schlechten, der Natur des Hundes unangemessenen Nahrungsmitteln futtern, diese können leicht Anlaß werden, daß tolle Hunde entstehn! — Und jemehr Hunde, desto mehr Gefahr zum toll werden! —

2) Wer aber einen Hund hat, soll denselben so halten, daß er wenigstens nicht Schuld an seinem toll werden ist. Ursachen und Veranlassungen dazu sind: a) wenn die Hunde gar alt werden: b) allzugrosse Hitze, trockene Luft, heftige Kälte; vornehmlich wenn sie sich gleich von der grossen Kälte weg an den warmen Ofen legen: c) Mangel an gesunder Nahrung, oder am Saufen, besonders Mangel an frischem Wasser: d) wenn der Hund in der Brunstzeit (wenn er läufig ist, oder eine läufige Hündin merkt) an der Paarung verhindert wird: e) wenn er mißhandelt, geschlagen, gequält wird. — Vor dem allem haben sich also besonders die Besitzer der Hunde in Acht zu nehmen.

3) Man achte darum auch genau auf seinen Hund, ob er Zeichen von Krankheit oder gar Tollheit habe. Die anrückende Wuth zeigt sich durch ungewöhnliche Schläfrigkeit, und Traurigkeit: beständiges Aufsuchen warmer Oerter: (ein Zeichen von Fieber) öfteres Hinschleichen nach dem Futter ohne zu fressen: — durch schlaffe Ohren und hängenden Schwanz: durch Murren und andre Zeichen von Unwille, wenn Menschen und Thiere ihnen nahe kommen, oder sie beunruhigen.

4) In allen solchen Fällen, oder wenn gar ein Hund von einem tollen oder auch nur verdächtigen Hund gebissen worden, muß derselbe in völlige Sicherheit gebracht werden. Ihn an einen Strick binden ist nicht genug; er zerbeißt ihn leicht. Eine starke eiserne Kette an einem starken Halsband ist nöthig, oder einsperren in einem sichern Hofe, wo er nicht entrinnen kann. Am beßten aber man übergiebt einen solchen Hund alsobald dem Wasenmeister zur Obhuth oder zum Tode! — Und wenn das Thier noch so kostbar, und sonst noch so gut und edel war — beßer es wird, sogar unschuldig todtgeschlagen, als daß unsere Mitmenschen dadurch unglücklich werden.

5) Ist aber ein Mensch wirklich gebissen, so wasche er die Wunde mit starkem Salzwasser auf der Stelle aus, und suche sobald möglich die Hülfe eines erfahrenen, geschickten Arztes, (ja nicht eines Quaksalbers oder Pfuschers oder eines alten Weibes.) Doch darf er nicht selbst hinlaufen, denn alle Erhitzung ist gefährlich, weil sie den Blutumlauf beschleunigt, und das Gift vom Speichel des tollen Hundes mit dem Blute vermischt, wodurch eben die Raserey entsteht.

Wer aus unvernünftiger Hundeliebe, aus Unvorsichtigkeit, aus Nachläßigkeit, oder gar aus Geiz seines verdächtigen oder gar gebissenen Hundes schont, und da-

durch Anlaß zum Unglück giebt, ist ein Verbrecher an seinen Mitmenschen und verdient ohne Schonen die strengste Strafe!

Unverhoft kommt oft.

Aber nicht allemal mit Freuden, das ist auch wahr. Das hat jener Schelm erfahren, der als Arbeiter in einer Münze neugeprägtes Geld gestohlen hatte. Man hatte Verdacht auf ihn. Er aber schwur vor dem Richter einen Eyd, daß er das Geld nicht gestohlen habe. Und somit war's gut. — Noch nicht! Ich sags ja: unverhoft kommt oft! Der Mann kehrt mit seinem falschen Eyd auf dem Gewissen an seine Arbeit zurück! — Aber das Gewissen versteht nicht Spaß, und kann solche garstige Flecken nicht auf sich leiden. So sticht, und stoßt, und klemmt es hier den Schelm ohne Ende, bis er's einmal versieht — und krach! sind die nämlichen drey Finger, die er beym Eyde erhob, durch den Münzstempel völlig zerquetscht. Jetzt schrie er — aber noch lauter sein Gewissen, und auf der Stelle bekannte er den Diebstahl und den Meineid. — Gott behüte uns vor solcher Missethat.

Ein dito, aber kurzweilig.

Der Hans Joggeli Knips kommt einmal in des Beckers Stube, und als er einen Augenblick allein ist, erwischt er hurtig ein Paar Pelzhandschuh, und — fort mit! „Es kommen viele Leute in die Backstube! Man wirds nicht eben mir trauen. Und Winter ists ohnehin bald! Ist nicht heute der 20ste Weinmonat?“ So denkt er! — Der Becker weiß nicht hat die Katze die Handschuh gefressen, oder wer sonst, und fragt vergeblich aller Orten. Aber der Winter rückt. Es giebt schon recht kalte Morgen. So kommt Hans Joggeli Knips auch wieder in die warme Backstube, und tritt zum Ofen. „Es macht nadisch hüt chalt!“ „Ja sagte der Becker, man sollte gute warme Handschuhe haben!“ Was — platzt Hans Joggeli hurtig heraus — i han euch emel keni Händsche g'stohle!“ Das übrige begreift der Leser, oder kann sichs vom Schulmeister erklären lassen.

Eine Fabel.

Ein Frosch, der stets zur Sommerszeit
In seinem grünen Sonntagskleid
Der schönste Frosch im Weiher war,
Versteht sich, nur in seinem Sinn!
Den sonsten glich er ganz und gar
Den andern Fröschen auf ein Haar.
Das eben war ihm nicht genug!
Er legt die Pfote unters Kinn,
Und denkt: „bin ich nicht schön und klug?
„Und doch will mich die Welt verachten.
„Es ist ein Frosch, und weiter nichts!
„So sprechen sie! Woran gebricht's?
„Ich merke schon! Ich bin zu klein!
„Die Kuh im Grase dort ist grösser.
„Wär ich so groß — es gieng schon besser!
„Wohlan! Ich will auch grösser seyn!“
So denkt der Narr! Thut manchen Schnauf,
Und bläst die grüne Haut sich auf:
Fragt seine Base: „sage mir;
Bin ich so groß als jenes Thier?“
— Noch nicht! — Er fängt noch einmal an
Schließt hinten und vorne Maul und Nasen,
Und drückt und keucht so stark er kann,
Um sich noch grösser aufzublasen.

„Jetzt rückts!“ Er blickt hinauf die Kuh,
Und blähet sich noch immer zu
Ob groß zu werden ihm gelingt.
Und huy! Die Narrenhaut zerspringt.

* * *

Wie mancher ist dem Frosch verwandt!
Verachtet thöricht seinen Stand:
Will absolut was Grosses seyn;
Und macht sich selber Angst und Pein.

Gelehrter desto verkehrter.

Ja, so ists! Und das will der Bote beweisen! Da sagen die Gelehrten: was der Mensch träumt, ist nur zusammengesetzt aus dem, was er den Tag über gesehen und gehört hat. Daß dem nicht also ist, beweist der Bote aus eigener Erfahrung. Hat ihm z. B. geträumt, er sey unter eine Heerde Gänse gerathen, und hat den ganzen Tag kein solches Thier gesehn; sondern war an der Kindbete bey seiner Schwester, unter lauter lieben verständigen und wohlberedten Frauen! — An der Auffahrt kommt er zu S. ins Wirthshaus, und trinkt im Vorbeygehn seinen Schoppen. Da haben sich nun freilich die Bauern, zu Ehren des Festes, erbärmlich zerprügelt. Aber was hat das mit der Schweinheerde zu thun, wovon ihm die nämliche Nacht träumte? — In dem alten ehrwürdigen Städtlein H. hör ich einmal ein feines Liebesgespräch zwischen einer züchtigen Jungfrauen und einem keuschen Jüngling! Und nachher träumts mir, es sey Hornung, und die Katzen mauen auf allen Dächern! Wie hängt das zusammen? Ja einmal hats mir sogar geträumt, der böse Geist wolle mich leibhaftig holen, und strecke schon seine Klauen aus gegen mich. Und doch hatte ich ihn denselben ganzen Tag nie gesehn, ja auch sonst nie. Vielmehr hatte ich mich am Tage vorher mit meiner lieben Anna Barbel ehelich verlobt!

Man sieht also doch deutlich daß die Gelehrten mit ihrer Auslegung der Träume unrecht haben. Ja! je gelehrter desto verkehrter! —

Brosamen von des Herrn Tische.

Unsereins kommt zu allerley Leuten. Auch ins Pfrundhaus kam ich manchmal. Und wenn die Frau Predikantin mir ein Glas Wein aufgestellt und vernommen hat, was im Städlein der Anken und der Flachs gilt, so kommt der Herr und sprachet mit mir: und hab ich mir ein gescheites Wort gemerkt, so warte ich nur bis ich hinter die Scheuer komme, und schreib es dann in meine Schreibtafel auf! Hier etwas davon zur Probe.

Die Katze da, die ich als jung aus Mitleid aus dem Wasser gezogen und seit Jahren gefuttert habe, kratzte mich gestern erbärmlich, als ich von ungefehr sie auf den Schwanz trat. So vergißt mancher Mensch die größten Wohlthaten über der geringsten Beleidigung.

Die Hochzeiten werden jetzt meistens im Stillen gehalten; aber in der Ehe wird der Lärm desto grösser!

Zwey Arten von Narren sterben wahrscheinlich nie aus: die Narren welche künftige Dinge prophezeihen und die Narren welche dergleichen glauben.

Der Spieler meint das Glück vor sich zu sehn, und läuft ihm vergeblich nach.

Aber

Aber er sieht nicht das Unglück das hinter ihm steht, und ihn ohne Fehler ereilt.

Mancher Mann würde gerne seine Frau zum Guckuck jagen, wenn er nicht fürchtete damit einer noch schlimmern Platz zu machen.

Weh Euch! Ihr Pharisäer und Heuchler! Ihr saget einer zum andern: Gott gebe dir ein glückhaftiges Jahr! Und ihr thut soviel einander unglücklich zu machen!

Weh Euch, ihr Pharisäer und Heuchler! Ihr gebet jedem Strassenbettler mit voller Hand, und meinet ihr übet Barmherzigkeit; dieweil ihr nur Tagdiebe und Müßiggänger, Schelme und H. pflanzet!

Die Feueranstalten wären wohl gut; wenn nur die Löschanstalten auch eben so gut wären.

Es giebt leider viele Menschen, die kein anderes Maaß kennen als — Wein Maaß!

Man spricht mit Spott oder spöttischem Mitleid von einem armen Teufel; aber vor einem reichen Teufel zieht man die Kappe ab.

Es lachet gar mancher über andre Narren, und hört nicht wie die Schellen an seiner eigenen Kappe klingen.

Lachet und spottet nicht über Hansens grosse rothe und blaue Nase! Sie ist gar theuer, denn sie kostet ihn bald sein ganzes Heimwesen!

Lebens-Chronick.

Die ersten zehen Jährchen
Galts Kupferstich und Mährchen.
Von zehen bis zu zwanzig
Da suchte Spiel und Tanz ich.
Von zwanzig bis zu dreißig
Trank, liebte, scherzt ich fleißig.
Von dreißig bis zu vierzig
Der Lebensfreund genirt sich.
Jetzt zähl ich volle fünfzig
Nun zeigt wohl die Vernunft sich?
Doch kam' ich bis zu sechzig
Und sehe Wein, so lechz' ich.
Auch zeigt mein Herz mit siebenzig
Noch seinen Freunden liebend sich.
Wenns hoch kommt, sind es achtzig
Je nu! vielleicht es macht sich!
Ich wollt ich würde neunzig
Für meine Kinder einzig.
Und brächt ichs bis auf hundert
Drob wär ich sehr verwundert.

Etwas für diejenigen welche nicht Acht haben auf ihre Allmosen.

In London bettelt eine arme Frau mit einem Kind auf dem Arme, und weiß so klüglich das Elend des vaterlosen Kindes darzustellen, daß sie reiche Gaben erhält. Da kommen die Polizeydiener, wollen das Weib ins Gefängniß führen, sie wehrt sich gewaltig, und über dem Streite fällt das Kind zur Erde. Wie liefen die mitleidigen Seelen zusammen! Wie schimpfte man die Polizeydiener! Denn das Kind lag ohne einen Mucks zu thun tod am Boden! — Aber — als mans aufhob — war es ein verkleideter Strohbündel! und kein Kind!

So etwas geschieht doch in unserm Lande nicht! — Nein, aber viel eben so schlimmes! Wie mancher Bettelbub lügt sich Vater- und Mutterlos. Wie mancher stellt sich krank, lahm, gebrechlich, und ist

vollkommen gesund. Weiß ich doch daß Leute die Gottlosigkeit geübt haben, sich mit der fallenden Sucht behaftet zu stellen, um Mitleid zu erregen. Ist das besser als ein Strohkind? Mitleid gegen Bettler kommt mir vor wie jene Mutter, die ihr Kind nicht stehlen wollte, damit sie es nicht rauffe. Wenn aber das Kind in den Läusen fast zu Grunde gieng, war nicht die Mutter Schuld? —

Der Held unter den Satanshörnern.

(Sehet vorüberstehende Figur.)

In einer Dorfgemeinde des Oberlands war der neugewählte vernünftige Schulmeister kaum angelangt, als seine furchtsame Tochter ihn selbst und das gesammte Volk bey ihrer jungfräulichen Ehre versicherte, „sie hätte in der Geisterstunde der ersten „Nacht, als sie die vom Winde in Bewe„gung gesetzte Kellerthüre verriegeln wollte, „eine unmenschliche Gestalt mit feurigen Au„gen erblickt, welche ohne Umstände auf „sie los, und bis an die Haustreppe ihr „nachgegangen sey, so daß sie anders nicht, „als sich kreuzend und segnend ihren Klauen „habe entgehen können.“ Die Sache machte im Dorfe grosses Aufsehen, und fand bey Alten und Jungen Glauben. Der Schulmeister allein gab sich Mühe, den Schlüssel zu diesem Gespensterstück zu finden und — fand ihn glücklich schon in der folgenden Nacht. Da nun so eben ein in fremdem Dienst gestandener Soldat mit ehrenvollem Abschied in seine Burgergemeinde zurückgekehrt war, und sich für einen Helden ohne Furcht überall ausgab; so entschloß sich der Schulmeister, den Heldenmuth des Jünglinges auf die Probe zu setzen. Er sagte daher den neugierigen Dorfleuten, und konnte es auch mit Wahrheit sagen, daß es zur Nachtzeit vor seinem Schlafzimmer nicht richtig sey, und daß er selbst die Gestalt gerade so erblickt habe, wie die Erzählung seiner Tochter laute. Nun begehrte der neue Held unaufgefordert, im Schlafgemach des Schulmeisters die Nacht zu paßiren, und den Kämpf mit dem Gespenste zu bestehen. Unser Schulmeister räumte ihm das Zimmer willig ein. Um von allem Ohren- und Augenzeuge zu seyn, versteckte er sich mit einer Blendlaterne auf der Hauslaube vor dem Schlafgemach hinter den Fensterladen, wo er den Ausgang des Heldengefechts abwarten wollte. Nach zehn Uhr legte sich der Soldat zu Bette und schlief ein. Bald wurde er aber durch die Fußtritte eines in der Hauslaube Auf- und Abgehenden aufgeschreckt, der sich weder durch sein lautes „wer da?“ noch durch die Drohung des Niederschiessens in seiner Nachtwanderung stören ließ, und nun vollends seiner ganzen körperlichen Länge nach, sich an das Fenster stemmte, aus den funkelnden Augen, wie es ihm schien, Feuer ins Zimmer sprühend. Nicht ganz ohne Furcht sprang unser Held aus dem Bette, um das Ungeheuer zu packen. Er hatte kaum das Fenster aufgerissen, so zerzauste das Ungeheuer mit den Klauen seine Haupthaare, daß er ganz jämmerlich um Hülfe schrie. Noch hatte er Muthe genug in die Höhe zu greifen. Als er aber jetzt ein Paar Hörner anpakte, so glaubte er sich in der Gewalt des leibhaftigen Satans, und rief jämmerlich um Hülfe: „Schulmei„ster, erlose mich aus den Klauen des Teu„fels! Er hat mich schon in den Hör„nern!“ — Der Schulmeister lief nun mit

Der Geld.

der Laterne eilig hinzu und überzeugte unsern besiegten Helden, daß er einen bärtigen Ziegenbock erbeutet hätte, dessen satanische Lust mit einem Leckerbissen von Salz gar leicht zu stillen sey. Nemlich dieser Bock war sichs schon unter dem Vorfahren des jetzigen Schulmeisters gewohnt, nächtlich am Fenster seines Schlafzimmers anzuklopfen und aus seiner Hand Kleyen und Salz zu schlecken. Der Nachfolger hatte dieß bald auch gemerkt und dem Monsieur von Bock willig damit aufgewartet. Weil aber unser Held ihm die Nachtmahlzeit nicht willig anboth, so erinnerte ihn dießmal der Bock etwas unsanft an Pflicht der Gastfreyheit. — Wer war froher, als unser alte Soldat, sich sobald und glücklich aus den Klauen des vermeinten Satans gerettet zu sehen! Er bath und beschwor den Schulmeister, die Geschichte ja nicht unter die Leute zu bringen, und gelobte ihm sogar, seine Tochter zu heyrathen. Allein gerade diese, welche den Helden nicht leiden konnte, hatte etwas gehört, und wußte ihrem Vater alles Uebrige abzuloken. Daß nun das ganze Dorf die Heldenprobe des verabschiedeten Soldaten von Anfang bis zu Ende kennt und drüber lacht, darüber soll sich Niemand verwundern. Denn wie sollten Weiber Geheimes verschweigen können?

Der Kleiderschaft.

Es starb einmal — ist aber schon lang her — ein reicher Graf, der hinterließ ganz ungeheuer viel Kleider. Unter anderm tausend zweyhundert Perücken für seinen einzigen Kopf! dreyhundert Paar Stiefeln für seine zwey Beine, und achthundert Stück Samet-Hosen! — Und ist doch gestorben wie der Bettler Sameli, der keinen ganzen Fetzen auf dem Leib hatte. Und hätten sie ihm alle den Plunder mit ins Grab gegeben — was hätt' er gewonnen? —

Die türkische Barbierstube.

In der Mitte eines grossen Saals, der durch eine Kuppel erleuchtet wird, hangen in Form eines Kronleuchters, mehrere über einander befestigte Reife herab, an denen eine Menge Servietten rc. rc. zum Tröcknen aufhangen; gerade darunter steht ein viereckichter mit glühenden Kohlen bedeckter Altar. In einer Ecke befand sich ein kleines Kamin, wo Kaffe gekocht und Wasser heiß gemacht wird — der obere Rand desselben war mit vielen Vasen, Flaschen und Taschen besetzt — an der obern Wand des Saals befand sich ein Divan — an den 2 Seitenwänden liefen niedrige gepolsterte Estraden hin — die Wände selbst waren mit artigem Tafelwerk geziert, auch hiengen eine Menge Handspiegel, Rasiermesser, Streichriemen, und lange Haarbüschel mit hineingesteckten Kämmen daran. Auf den Estraden liegen gewöhnlich mehrere schlafende Türken — andere rauchen Taback, trinken Kaffe oder Scherbet — das ganze gleicht einem wohl unterhaltenen Kaffehaus, wo Gesellschaft zusammen kommt.

Was nun das Barbieren selbst anlangt, so muß bemerkt werden, daß der türkische Barbier es nie mit dem Bart, sondern mit dem Kopf zu thun hat, wo auf beyden Estraden bestimmte Sitze zum Barbieren sind; über jedem Sitz ist ein langer Haken, woran ein Gefäß ist, unten mit einer kleinen Oefnung; dieß Gefäß wird mit lauem

Wasser angefüllt, das auf den Kopf des Barbierenden herabfließt — zugleich wird der Kopf über ein grosses Becken gehalten, und so wie Hals und Gesicht mit Seiffen eingerieben, nun setzt sich der Barbier auf einen erhabenen Schemel, nimmt den Kopf seines Kunden zwischen die Knie, streicht mit seinem grossen breiten Messer so schnell und leicht darüber her, daß er in wenig Minuten fertig ist; hierauf reinigt er dem Kunden die Ohren, schneidet ihm die Nägel ab, zieht ihm die Finger, giebt noch eine Douche auf den Kopf, trocknet mit mehrern damastenen Servietten ab, besprüzt mit einigen Tropfen Rosen-Essenz, und bringt zum Beschluß Pfeiffe und Kaffe nebst einem kleinen Spiegel zum besehen.

Oefters lassen sich die alten Türken die grauen Barthaare ausrupfen, ohne Zeichen des Schmerzens — den Reisenden wird auf Verlangen nur der Bart abgenommen.

Ueberhaupt hat mans im Orient mit der Barbierkunst sehr weit gebracht. In grossen Städten giebts herumgehende Barbiers, die man auf allen Strassen sieht, sie haben ihr ganzes Werkzeug bey sich, und bedienen die Kunden unter dem ersten besten Wetterdach, den Vorübergehenden halten sie mit vieler Höflichkeit einen Spiegel vor, wodurch mancher auf dieses Bedürfniß aufmerksam wird.

Bitter ist doch manchmal besser als süß.

Ein reicher Bauer in England hatte zwey Söhne. Aber genau die Hälfte davon war nichts werth; denn der Aeltere war ein liederlicher Pursche, lag immer in den Wirthshäusern, trieb schlechte Streiche und erlaubte sich alles, was ihn gelüstete; denn er dachte: ich bin eines reichen Mannes Sohn! Mit Geld läßt sich alles deken. Merk: viel Süsses verderbt nur den Magen, und macht ungesund.

Aber der Vater verstand das nicht so. Ihn kränkte der ungerathene Sohn, und ehe er starb, machte er sein Testament, worinn er den Taugenichts gänzlich enterbte, und dem jüngern Sohn das ganze Vermögen vermachte. Muß nicht die Sünde und das Laster sich selber strafen?

Aber des Vaters Tod war dem ungerathenen Sohn ein harter Schlag! Er fieng an über sein bisheriges Leben ernsthafter zu denken. Ein guter Freund, den er lange von sich verscheucht hatte, kam nun auch wieder, und sprach ernstliche Worte mit ihm, die sowohl fruchteten, daß er sich völlig änderte, und anfieng ein guter Mensch zu werden. Wünscht der geneigte Leser auch seinen treuen Freund? Nun — der ist zu finden! Er wohnt — da unterm linken Knopfloch und heißt: das Gewissen! — Und eben dieser Freund sagte hier ganz laut: der ungerathene Sohn hat verdient enterbt zu werden! — So war bitter besser als süß!

Aber auch das Süsse blieb nicht aus. Der jüngere Bruder hörte mit Freuden die glückliche Veränderung des Aeltern. Er eilt zu ihm und spricht: „Friede sey zwi„schen dir und mir! Unser gute Vater hat „gewiß nur den liederlichen Sohn enterbt, „nicht aber den gebesserten. Diesem ge„bührt so viel als mir! Komm her, ich „theile mit dir!“ Und so geschah es.

Wer mir noch einen solchen Bruder nahmhaft machen kann, dem verehr' ich einen Kalender auf 1823. Und ist er gar ein Schweizer, so kriegt er zwey! —

Der zweyfache Herr.

Ein Fremder kam ins Wirthshaus und bestellte sogleich das Mittagessen. „Dieß ist ein vornehmer Herr!“ sagte der Wirthssohn zum Vater. Der Vater war nicht der Meinung und bezeugte, es sey blos ein Bauer. Jetzt galt es eine Wette, wer von beyden recht habe. Der Nachtwächter sollte aufpassen und entscheiden. „Gieb wohl acht,“ sprach der Wirth zu ihm: „Trinkt der Fremde gleich nach der Suppe ein Glas Wein, so ists ein Herr; wartet er aber mit dem Trunke zu, bis er erst Fleisch genossen, so ists nur ein Bauer.“ — Der Nachtwächter stellte seine Beobachtungen pflichtmäßig an, und lief dann zum Wirth und seinem Sohne, sprechende: „Ihr habt euch beyde geirrt! der Fremde ist nicht blos ein einfacher, sondern ein zweyfacher Herr; denn er hat gleich vor und wiederum gleich nach der Suppe getrunken.“

Noch ein Spaß aus dem Wirthshaus.

Zwey Reisende liessen sich beym Eintritt in die Gaststube eine Flasche Burgunder auftischen. Sie hatten den Wein kaum versucht, als ein Seufzer aus dem nahen Bette sie überzeugte, daß hier jemand krank liege. Es war der Wirth, der sich über Seitenstechen beklagte. Die Gäste bothen ihm ein Glas ihres Weines an, den er gierig an den Mund setzte, als der Doktor eintrat und ihm zurief: „Was machen sie, Herr Wirth? Sie haben ein hitziges Fieber! starker Wein ist tödtliches Gift für sie! mischen sie wenigstens die Hälfte mit Wasser!“ — Das ist unnöthig, versetzte der Patient; ich habe längst diesen fieberstillenden Trank in starker Dosis meinen Burgunderflaschen beygemischt!

Wunder über Wunder.

Ein Paar Duzend quackende Fröschen sprangen eines Abends munter auf der Dorfbrücke herum. Diese Erscheinung ward von abergläubigen Leuten als ein bedeutungsvolles Wunder ausgelegt, und man prophezeite Wasser- und Feuers-Noth. Ein witziger Kopf aber sagte zu den erschrockenen Zuschauern: „So lange die Fröschen auf der Brücke herumtanzen, sind wir noch ziemlich sicher; wenn aber einmal die Brücke auf den Fröschen herumzappelt, dann wird grosses Unglück eintreffen.“

Das geht nicht mit rechten Dingen zu.

Es ist doch wahr, daß es an manchem Orte zu manchen Zeiten nicht recht richtig ist. Davon will ich ein Exempel erzählen; und will der geneigte Leser sich dran erbauen, so ists mir lieb. Der Fuhrmann Peter Schluck, der immer am Markttag in die Stadt fuhrwerchet, und wenn er heimfahrt, richtig den Huth krumm auf dem Kopfe hat, mußte einmal eine Fuhre thun nach W. und kam glücklich ans Ort; und nachdem er seine Geschäfte glücklich vollendet, denkt er: es geht auf dem Heimweg da über die grosse Allment, wo es ungeheuer ist, und schon mancher Fuhrmann verirrt ist, besonders im Nebel und bey Nachtzeit. Da maugelts Kuraschi. Und so stärkt er sich mit einem Schoppen Brantenwein; und meint: das giebt Herz! Der Teufel selber soll mir nichts anhaben. Und

somit fährt er getrost seine Strasse. Der Bote redet sonst dem bösen Brantenwein eben nicht das Wort. Aber dießmal kams doch gut! Denn Peter schlief eben auf der gefährlichen Allment so ruhig, als wär er daheim im Bette; und läßt seinen halbblinden Schimmel den Weg nach Hause suchen. Einmal erwacht er doch, denn ihn dünkt es regnet und das Wasser läuft ihm in den Busen. Er haut mit seiner Geisel zu: Hüh Schimmel! Aber alles steht still. Jetzt erwacht er völlig — der Himmel ist klar, der Mond scheint — aber o Grausen! Sein Schimmel ist ihm in eine weisse Geiß verwandelt worden! Mit Schrecken und Entsetzen springt er vom Wagen, läßt alles im Stiche und flieht was seine unsichern Beine vermögen. Aber schwarze Geister laufen neben ihm her, und pfeifen, wenn Peter in der Angst sogar zu beten anfängt. Endlich erreicht er ein Haus, wo er übernachtet! —

Ob es nun wahr ist, was ich seither vernommen habe, daß die Turbengräber dem schlafenden Peter das Roß ausgespannet, die Geiß dafür angebunden, ihn mit Wasser gespritzt und so erweckt: aber auch nachher das Wägeli mit dem Schimmel ihm in der Nacht vor sein Haus geführt haben, das weiß ich nicht. Aber ein gutes Sprüchlein gebe ich oben drein in den Kauf; es heißt

Brantwein im Nebel und bey Nacht
Hat manchen schon zum Narr'n gemacht.

Der Thorschreiber.

Der Herr Baldrian sollte eigentlich ein Hufschmid werden. Aber die Hämmer waren ihm zu schwer, das Eisen zu hart, die Esse zu rußig. So dachte er; ich will lieber — nichts seyn, ward also ein Müßiggänger; und als er am Ende nichts mehr hatte, gab man ihm die Stelle eines Thorschreibers in einer kleinen Landstadt. Da saß er den ganzen Tag, rauchte Taback, neckte die Vorübergehenden, und hängte jedem was an. Besonders hatten die Bauern, die zu Markte fuhren, immer von ihm zu leiden. Aber er kriegte auch hier und da seine Ruckfuhr. „Da kommt auch wieder so ein Esel" sagte er einst dem Steffan, dieser dankte gar höflich, und sprach: „Ist mir recht lieb, daß ich ein „Esel bin! Nun hab' ich doch gute „Hoffnung auch einmal Thorschrei„ber zu werden."

Willst du mit Schimpf freigebig seyn,
Nur Schimpf und Schande trägts dir ein.
Und was du in den Wald hinschreist
Kommt dir zurücke allermeist.

Das Herz denkt anders, als der Mund spricht.

Nachbar, was ist dir am meisten zuwider?

„Kreuz, Leiden und Krieg!"

Nachbar, was wünschest du dir am meisten?

„Einen seligen Tod!"

Der Nachbar hat gut geantwortet; aber als ich sah, daß er eilfertig den Weg fortlaufe, der zum Kreuz und Leiden führt; und daß er immer Mittel vom Doktor brauche, um noch lange nicht sterben zu müssen, — da hielt ich wenig mehr auf seine frommen Worte.

Neue Art von Brey.

Etliche gute Freunde, die mit einander spazieren giengen, trafen unterwegs einen Fischmann an, welcher neben andern Sorten von Fischen auch sogenannte Hürling hatte. Du, sagt einer von ihnen, ich habe Lust einmal gebakene Hürling zu eßen, aber von meinen Leuten versteht es niemand, dieselben gut zu apretiren. Ho, sagte der andere, wenn du die Hürling bezahlst, so will ich dieselben durch meine Köchin schon apretiren lassen. Wie geredt, so gethan. Man kaufte eine grosse Kachel voll, sandte sie nach Hause, und Tag und Stund wurden bestimmt, wo die Gäste erscheinen sollten. Die Köchin nahm nun eine grosse Pfanne, frischen Butter darein, die Hürling dazu und wohl mit Pfeffer und Salz bestreut, hernach zwey grosse Kellen voll Mehl daran, fleißig umgerührt, und als die Massa eine bräunliche Farbe anzunehmen anfing, auf zwey schöne Creme-Saladiere angerichtet. Aber o Himmel welch Gelächter entstand unter den Anwesenden, man kostete das Gericht, allein, der Geruch akkordierte vollkommen mit dem Ansehen, und der Hürligbrey war ganz ungenießbar. Diesen Schaden zu vergüten, ward die Gesellschaft zu einem neuen Schmaus eingeladen, dessen Bestandtheile mit den Hürlingen in naher Verwandtschaft stand. Der Hanswirth bestellte nemlich bey einem Mann, ganz frische Fröschenschinklein, die auch zur bestimmten Zeit anlangten und sofort der Köchin übergeben wurden, um dieselben an einer Hänelisausen zu apretiren. Der Herr geb der Köchin die pünktliche Anweisung, daß die Fröschen mit Salz und etwas wenigen Pfeffer verschleimt werden müßten, da aber die Köchin die Eigenschaft und Wirkung nicht kannte, die sich bey dieser Operation zu äussern pflegt, und bey dem Bestreuen mit Salz und Pfeffer, die Wiederauflebung der Fröschen gewahr wurde; so lief sie voller Angst aus der Küche, rief der Frau, welche dabey einen solchen Ekel empfand, daß sie der Köchin sofort befahl, die ganze Massa sammt der Kachel in das s. v. Secret zu schmeissen. Dieses schreckbare Ereigniß ward sogleich dem Hausherr kund gethan, wo dann auch die E. Gäste auf einen andern Tag eingeladen wurden, und wo man dann eine sachkundige Gehülfin anstellte, die den Convulsionen nicht so sehr unterworfen war.

Ehemals und jetzt.

Kaiser Konrad der dritte nannte die Erde das Bett des Kriegers, den Himmel seine Decke, den Harnisch sein Haus. So wars wohl damals. Heutzutage müßte man noch hinzu setzen: der Parasol (Regen oder Sonnenschirm) ist sein Begleiter auf den Musterplatz!

Rath an meinen Vetter.

Er will, wie ich höre, heirathen, lieber Vetter! daran thut er wohl! darf ich ihm aber rathen, so nehme er die süsse Milch nicht eher weg, bis der Nidel sich oben angesetzt hat. Hat er denn aber seine gute Milch, so eße er ja nicht nur den Nidel davon weg, sonst will ich wetten, er kriegt sich dran satt, ehe der Topf halb leer ist. Rührt er aber Nidel und Milch wohl durch einander, so hat er bis auf den letzten Tropfen gute Milch, folglich auch längern Genuß. Ißt er aber den Nidel sogleich rein

weg,

weg, so kriegt er allzufrüh genug, und läßt dann die klare Milch ungenossen im Topfe. Denn mehr als einmal nidelt die Milch nicht. Indessen wünsche ich, daß ihm die wohl zubereitete Milch lange wohl schmecke. Sein getreuer Vetter Michel.

Weibliche Bildung.

Daß die Frauen in unsern Tagen manchmal gar gelehrt sind, und mit allerley Büchern besser umzugehn wissen, als mit Pfannen und Kellen, das ist allgemein bekannt. Wie weit manche es darin bringen ist zum Erstaunen, wie ich gleich ein Exempel erzählen will. Eine solche Frau, die in ihrer Jugend (ist aber dessen schon lang!) in einer berühmten Erziehungs-Anstalt gebildet wurde, war unlängst in einer Gesellschaft von andern Damen, wo auch von Gelehrten, Dichtern, und ihren Schriften die Rede war. Sie wollte nun zeigen daß sie auch lese, und sagte: „Ich lese wirklich Schillers Mathisson. Der ist ganz göttlich!“

Die Grönländer.

(Der Holzschnitt stellt die Herrnhuthische Colonie Lichtenfels vor.)

So wie wir in der versprochnen Beschreibung einzelner Völker unsers Erdballes, der angezeigten Absicht und Verfahrensweise zufolge, den geliebten Leser unseres Volksbüchleins in den beyden früheren Jahrgängen zuerst an die südlichsten Gegenden von Amerika, zu den Feuerländern und ihren nächsten Nachbarn den Patagoniern, führten: so führen wir ihn nunmehr an das entgegensetzte Ende jenes Welttheiles, zu einer Völkerschaft hin, die in den nördlichsten Gegenden seines Festlandes (Continents) unter einem beynahe ähnlichen Klimate lebt; um zu sehn, wie dort Natur und Menschen beschaffen sind, und wie auf die Letztern, theils Beysammenwohnung, theils auch nur öfterer Verkehr mit gebildetern Europäern, einwirken.

Grönland also, ist eine im Nordost Amerikas liegende, in ihrem südlichen Theile nicht sehr breite Halbinsel. Im höchsten Norden, woselbst sie auf ihrer Ostseite bis zum 79sten Breitengrade hinaufsteigt, bildet sie aber ein weit ausgedehntes, uns größtentheils unbekanntes, und mit den andern amerikanischen Polarländern zusammenhängendes Land. So stellen wenigstens die Landkarten es vor. Denn vielleicht ist es eine vollständige Insel. Man kann dies nicht mit Gewißheit bestimmen, denn gegen Osten und Norden ist das Meer auch im Sommer dergestalt mit Eis angefüllt, daß von daher den Schiffern aller Zugang versperrt ist. Auf der Süd- und Westseite hingegen ist die See die wärmste Jahrszeit hindurch offen, und dann können auch Schiffe die große Baffins-Bay, an welcher Grönland sich ausdehnt, befahren. Aber diese öden Gestade werden allenfalls nur auf einer Entdeckungsreise besucht, dergleichen eine, jedoch ohne Erfolg, noch 1818 statt fand.

Die Westseite Grönlands (bisweilen auch Neu-Grönland genannt) ist bekannter. Die südlichste Spitze heißt Staatenhook.

Grönland ist kein neuentdecktes Land. Schon im Jahr 982 ward es durch den Norweger *) Erick Rus, den Europäern bekannt. Sogar will man behaupten,

*) Nach Andern der Isländer Eyrek Randa, im J. 932. — Es ist wohl die nämliche Person, und nur in der Jahrzahl ein Druckfehler.

Die Grönländer.

schon zu Ende des neunten Jahrhunderts habe ein Normann, Heriulf, sich daselbst niedergelassen.

Unläugbar legt dieses Land ein neues Zeugniß dafür ab, daß mehrere Theile der Erde, vormals weniger kalt, und einer weit höheren Stufe des Anbau's fähig gewesen.

Denn den gültigsten Schriftstellern zufolge, gab es vor etwa 430 Jahren in Grönland bedeutende Colonien von dort angesiedelten Normännern. In der Stadt oder Ortschaft Gardar war ein bischöflicher Sitz, dessen schon auf der Kirchenversammlung zu Lyon (1276) Erwähnung geschah. Bis zum Jahr 1408 zählte Torfäus 17 grönländ. Bischöfe; im Lande lebte eine bedeutende Anzahl von Europäern, die christliche Gemeinde bestand aus mehr als 300 Ortschaften; es hatte Ueberfluß an Hausvieh, und ward, seiner Fruchtbarkeit und des schönen Wachsthumes wegen, Grönland, (Grünland) benannt.

Gegenwärtig ist höchst wahrscheinlich nur die Westseite von Grönland, und zwar nur vom 72 Grade der Breite, von Stoogsack hinweg, bis zum Cap Farewell, (unterm 60 Grade) hinunter, bewohnt und bewohnbar. Die Ostküste ist es wohl, wegen des Uebermaaßes der Kälte schon längstens nicht mehr, zumal da man zur See dort nicht anlanden kann, und zu Lande eine unübersteigbare Gebirgkette jede Mittheilung von der Westseite hindert. Die Menschenzahl nun, die diesen Theil der Westseite einen in der Länge über 250 deutsche Meilen betragenden Landstrich, bewohnt, ist bis auf etwa 6000 geschmolzen. Hier sind einige Sommermonate lang die Thäler von Schnee und Eise befreyt, dann wachsen noch Gras und allerhand Beeren in ziemlicher Menge, im südlichsten Theile verschiedene Kräuter und einige krüppelhafte Gesträuche und Bäume, Korn aber kommt niemal zur Reife und alle damit gemachten Versuche waren vergeblich. Dagegen ist Grönland überhaupt reich an vielartigen Moosen, deren es einige eßbare giebt. Unter den Kräutern verdient vorzüglich das, gekocht und roh genießbare, unter dem Schnee noch fortgrünende, auch auf kahlen Felsen gedeihende, gegen die schrecklichste Plage der Polarländer, den Scorbut höchst wirksame Löffelkraut, (cochlearia) gemeldet zu werden.

Im Winter ist in diesen besseren Gegenden der Frost noch ziemlich erträglich, obgleich die Sonne einige Monate lang ganz unter dem Gesichtskreise bleibt. Diese lange Nacht wird durch den Mond, durch herrliche Nordlichter, und durch den Glanz des Schnee's erhellt. Dagegen geht aber auch die Sonne im Brachmonat, Heumonat und Anfangs Augstmonats niemalen unter, und dann kommen bisweilen so warme Tage, daß der Theer an den Schiffen zerschmilzt, und der Arbeiter seine Kleider abwirft.

Je weiter man aber gegen Norden und Osten hinkömmt, desto kahler wird auch das Land, und desto schärfer die Kälte. Und eben diese, (die von daher vornämlich immer heftiger eindringt und überall Erstarrung bewirkt,) ist die Hauptursache der Abnahme der Menschen und der Verödung des Landes. Denn sollte es auch wahr seyn, daß die schwarze (pestartige) Krankheit auch dort 1348—50 gewüthet und Tausende von Einwohnern weggerafft habe, und daß feindliche Einfälle, (vielleicht die Flotten der kriegerischen Schott- oder Irländer 1418,) die christlichen Colonien größtentheils vertilgt hätten; so blieb denn doch ja der gute, fruchtbare, schöngrünende Boden, und die Menschenzahl konnte durch Fortpflanzung und neue Colonien ersetzt werden. Aber

mit jedem Jahrhunderte werden die östlichen Küsten durch größere Massen vom Polarmeere hiehertreibenden Eises, wie durch unermeßliche Wälle, stärker umlagert, und fast durchaus unzugänglich gemacht. Bey jedem Nord- und Nordostwinde verbreiten daher diese schrecklichen Eismassen eine grimmige Kälte über das schmale Land. Da nun auch längs der ganzen Westküste hohe felsigte, mit Eise bedeckte Berge deren Gipfel man bey 20 Meilen weit sehen kann, sich hinziehen, so tragen auch die über diese erstaunliche Strecke herziehenden Nordwestwinde zur Kälte nicht wenig bey, welche noch durch die im Innern selbst gelegenen Gletscherberge erhöht, Jahr für Jahr zunimmt und nach und nach allen Lebenstrieb tödtet. Pflanzen und Thiere des festen Landes müssen daher an Anzahl, Größe und Kraft fort und fort abnehmen, und das muß auch bey der Bevölkerung der Fall seyn. Zu dieser Verschlimmerung des Klima's gesellen sich auch noch bisweilen Verheerungen von bösartigen ansteckenden Blattern, so daß dieses arme Völkchen mit gänzlicher Ausrottung bedroht scheint.

Mit Thieren ist Grönland weit besser versehn als mit Erdgewächsen und Menschen. Es hausen da nicht nur Bären, Füchse, Seehunde, Seekühe; sondern auch Rennthiere, kleine Hirsche, Hunde, Hasen, auch Biber, und eine Menge See-Igel, verschiedene Land- und See-Vögel. Das kostbarste Geschenk der Natur für den Grönländer, sind jedoch die Rennthiere, dann die Seehunde, Seekühe und Wallfische an den Küsten.

Auf mehrere Thiere wirkt das Klima offenbar nachtheilig. Z. B. der Fuchs verliert hier an körperlicher Größe, und auch der Hund (das einzige Hausthier, das sich hier noch erhielt,) der sonst seinem Herrn durch so manchen Erdstrich ohne merkliche Verschlechterung nachfolgt, verliert hier seine Talente und Stimme; er wird dumm, unbrauchbar zur Jagd, kann nicht mehr bellen, sondern nur muchsen und heulen.

Der Mensch selbst, dessen Körper sonst jedem Himmelsstrich trotzt, wird klein, und seine Fortpflanzung beschränkt. Der Grönländer erreicht nur selten die Höhe von fünf Fuß, und ist wenig fruchtbar; die Grönländerin gebiert höchstens alle 2 Jahre. Uebrigens ist er nicht unverhältnißmäßig gebaut; die Schultern sind breit, besonders beym andern Geschlechte, das von Jugend auf Lasten zu tragen gewöhnt wird. Jedoch ist der Grönländer nur schwach, wiewohl gewandt. Hände und Füsse sind klein, der Kopf ziemlich groß, der Leib aber fleischigt. Das Gesicht, breit und platt, zeigt die Backen rund, ausgestopft, die Nase niedrig, mit weiten Naslöchern; das Auge schwarz, klein, aber ohne Leben. Das Haupthaar schwarz, lang und straff. Das sparsame Haar am Kinne vertilgt der Grönländer durch Kunst noch vollends, und duldet auch keins an den übrigen Theilen des Körpers.

Das von Natur den Grönländern zugetheilte reichliche Fett, macht ihnen die Härte des Frostes erträglich. Bey sehr leichter Kleidung, und mit entblößtem Kopfe und Halse, dauern sie ihn auch in hohem Grade aus. In ihren Wohnungen sitzen sie sogar bis auf die Beinkleider nakt, und heitzen durch ihre heissen Ausdünstungen dergestalt ein, daß die Europäer es bey ihnen weder vor Wärme noch Eckel lange aushalten können. Dies trifft vorzüglich die Missionnaire im Winter beym Gottesdienst, obgleich die Versammlungs-Säle gar nicht geheizt sind.

Eben so ist der Grönländer mit einer erstaunlichen Verdauungskraft ausgestattet. Frisches und Faules, Erfrornes und halb Verwo-

dertes, den Thran des Seehundes, und sein eigenes Ungeziefer verbraucht er. Vom Blute des Seehundes kocht er sich Suppen, bäckt er sich eine Art Pfannkuchen, oder er schmiltzt ihn zu Thran. Das Fleisch des Rennthiers und des Seehundes ist seine gewöhnliche Speise, doch genießt er (mit Ausnahme kleiner gedörrter Fische, die er ungesotten als Brod ißt,) Fleisch und Fische nur gut gesotten oder gebraten.

Die Kleidung der Grönländer besteht in einem Pelz von Seevögel- oder Rennthiere-Fellen, die Haare einwärts gekehrt. Hierüber kommt ein großes Kleid von Seehunds-Fellen, fast in der Form eines Mönchsrockes, nur vorn ohne Oeffnung, so daß sie es wie ein Hemd über den Kopf anziehen müssen. Beym andern Geschlecht ist dies Oberkleid länger, und auch darum weiter, daß im Rücken zugleich ein Kind noch Platz da finden möge. Dieses wohnet darinn, Kälte hin, Kälte her, ganz nackt. Daß es aber nicht unten ausfällt, verhindert ein um den Leib gebundener Riemen. Sonst ist die weibliche Kleidung der männlichen sehr ähnlich.

Seit dem Verkehr mit den Europäern findet man auch bey den Wohlhabendern Oberkleider von Tuch, Kattun, Linnenzeug, wollene Strümpfe.

Die Männer tragen das Haar kurz, die Weiber hingegen halten ein langes Haupthaar für eine Zierde, und schneiden es nur zum Zeichen der tiefesten Trauer, kurz. Sie binden es zweymal über dem Kopfe zusammen, schmücken es aus mit Bändern, und, wo möglich, so wie die Ohren, den Hals und die Arme, mit Glasperlen. (Die weibliche Putzlust wird durch kein Klima ertödtet.)

Im Sommer wohnt der Grönländer in Zelten aus Fellen, über aufgestellte Stangen gebreitet. Im Winter in Erdhütten, oder in einem viereckigten Gebäude unweit des Strandes, dessen Wände von Steinen zusammengelegt, und mit Moos ausgestopft sind. Das Dach ist aus Querbalken verfertigt, und diese mit Heidekraut und Rasen belegt, dazwischen Erde gestreut. Dies friert im Winter zusammen, läßt aber im Sommer den Regen hindurch. — Für jede Abtheilung des Hauses, also für jede Familie, ist eine große gemeinschaftliche hölzerne Britsche mit Fellen bedeckt zum Sitzen und Schlafen bereitet, ferner eine ungeheure Lampe voll Thran, zu Licht, zum Kochen und Heitzen, über dieser ein Kessel, beydes von Topfstein, (lapis ollaris) über dem Kessel noch ein Rost zum Trocknen (Dörren). Ein Rauchfang ist nirgend. Hiezu dient ein langer Gang, oder eine Gallerie vor dem ganzen Gebäude, die dann in einen einzigen lothrecht daranstossenden, hackenförmigen angebogenen Eingang sich endigt. Nun denke man sich den Dunst der vielen Menschen, Thranlampen, die darob kochenden Kessel voll thranigter Fische, Seevögel oder Seehunde, daneben mehrere Ausleerungsgeschirre, die der Grönländer absichtlich voll läßt, um mit dem Urin seine Felle zu gerben. — Weiß bey seiner Geburt, wird sein Leib von diesem Rauche und Dampf bald mit dunkelgrauer oder röthlich-schmutziger Farb' überzogen, und der ganze Zwerg ein eckelhaftes stinkendes Wesen.

Dieser unreinliche dürftige Mensch ist dabey dennoch stolz. Nur sich beehren die Grönländer mit dem Namen Innuit, d. i. Menschen, Eingeborne, die Uebrigen nennen sie mit Verachtung Kablunät, Ausländer. „Er ist beynahe so gesittet wie wir; er fängt an ein Mensch, ein Grönländer zu werden!" — Dies sind die Lobeserhebungen für einen Europäer der ihnen gefällt. — Im Ganzen genommen

besitzen sie wirklich Verstand, und sind thätig. Ihre Arbeiten, die Erzeugnisse ihres Kunstfleisses, sind ihren Bedürfnissen angemessen, und recht gut. — Ihr Weiberboot, Umiak, 8 bis 9 Klafter lang, mit Fischbein und Seehundsleder überzogen, mit 10 bis 12 Ruderbänken und einem großen von Därmen genäheten Segel versehn, führt 10 bis 20 Menschen, nebst ihren Zelten und übrigem Hausgeräthe, und ist ohne Schnur und Winkelmaaß, nur allein nach dem Augenmaaße sehr künstlich verfertigt, so leicht, daß sechs Menschen im Nothfall es forttragen können, und selbst bey widrigem Winde so sicher, daß die Europäer sich ähnliche bauen. — Ihr Männerboot, Kajak, obgleich viel kleiner, ist dicht, schmal, zur Jagd der Seethiere ausnehmend geschickt, und wird von einem einzigen Manne regiert, der, in der Mitte sitzend, durch die Seehundsfelle, womit das Boot überzogen ist, und die er um seinen Leib aufs engste zusammenziehn kann, gegen alles Eindringen des Wassers geschützt, das Ruder in der einen, in der andern Hand den Wurfpfeil, oder den mit einer Blase versehenen Harpun, schnell und gewandt die Seehunde einholt oder beschleicht, und sein durch Sturm oder Wellen umgeworfenes Boot, mit einem Schwunge des Ruders in die aufrechte Stellung zurückwirft; zum Wunder für den, für sein Leben zitternden Europäer.

Die Grönländer sind gutartig, und furchtsam, vielleicht aus Gefühl ihrer Schwäche. Diebstahl, Völlerey, oder gar Mord, ist etwas Seltnes. Sehen sie einen Europäer auf eine grobe Art ausschweifen, so urtheilen sie: „Das Tollwasser (der Branntwein) hat ihn des Verstandes beraubt.“

Eltern und Kinder lieben sich zärtlich, was bey wenigen Völkern des nördlichsten Amerika der Fall ist. — Ihre meisten Streitigkeiten endigen sich durch Spottlieder, die einer auf den andern absingt, wozu sie sich vor Zeugen und Richtern herausfordern; die stechendere Zunge erkämpft dann den Sieg.

Von ihren Religionsbegriffen vernehmen wir nur: daß sie gute und böse Geister, und eine oberste Gottheit glauben, denen sie aber keine Ehre erzeigen. Auch haben sie Zauberer (Angekoks). Die Seele halten sie zwar für ein körperliches, doch vom Leibe verschiedenes und ihn überlebendes Wesen.

Die Rückkehr der Sonne feyern sie den 22. Christmonat. Auf das Beste angekleidet ziehn sie in starken Parteyen im ganzen Lande umher, und bewirthen einander aufs Beste. Beym Schall einer Trommel wird dann getanzt, die Worte ihres Gesanges nebst dem Schlußreim bey sind:

„Die Sonne kommt zu uns zurück, Amna ajah, ajah, ah-ju;
Und bringt uns gutes Wetter mit, Amna ajah, ajah, ah-hu!“

Auf der Westseite haben sich dänische Herrnhuthische Kolonien niedergelassen, deren wichtigste Julianenhab heißt. Mit dieser sind im Ganzen zwanzig dänische Ansiedelungen, und drey Mißionsplätze der Herrnhuther, Neuherrnhuth, Lichtenfels und Lichtenau, vorhanden. Durch dieser Mißionaire redlichen Eifer ist schon eine beträchtliche Anzahl Eingeborner zum Christenthume gebracht, und zu veredelten Menschen gemacht worden.

Durch europäische Schiffe, deren mitunter welche ankommen, werden die Grönländer mehr und mehr, für ihre Bären- Fuchs- Seehunds- und Hasenbälge, mit allerhand eisernen und andern Werkzeugen, und andern Bedürfnissen, sogar auch mit Flinten versehen.

Wer wünscht nicht theilnehmend diesem armen Völklein den besten Fortgang in aller

heilsamen Ausbildung? Wer wird sich nicht für sie über die Bestätigung der wichtigen Nachricht erfreuen, daß, seit 1815 die Eisfelder, welche den nördlichsten Theil der Ostküste Grönlands seit 400 Jahren umschlossen, sich losgetrennt haben, beweglich geworden, und nach Süden fortschwimmen? Daß die Engländer, deren lange genährter Wunsch, eine nordwestliche Durchfahrt aus dem atlantischen ins stille Meer, zu entdecken, dadurch neuerdings rege geworden ist, dafür mehrere Schiffe, wohl ausgerüstet, bereits abgesandt haben? Vermuthlich werden nun auch die Dänen versuchen, von ihrer seit 400 Jahren dort eingeschloßnen großen Kolonie, von der man noch in der Mitte des 16ten Jahrhunderts von einem Schiff aus, (das ihr einen Bischof zuführen sollte, aber wegen des Eises unverrichteter Dinge heimkehren mußte) mehrere Menschen, Vieh auf die Weide treibend, gesehen haben will, etwas zu vernehmen, und falls noch Jemand übrig geblieben, zu ihnen zu dringen.

Die magere Sichleten.

Der Besitzer eines kleinen Landguts ward nach geendigter Kornerndte von seinen Dienstboten immer angesucht, ihnen auch einmal eine Sichleten zu geben. Er versprach es, ihnen diese kleine Freude zu machen, äusserte aber dabey, daß seine Umstände es nicht erlaubten, viele Kösten auf dieses ländliche Fest zu verwenden, den Platz dazu wolle er geben und die Musikanten bezahlen, sie sollten also nur dazu einladen, wen sie wollten, den Gästen aber verdeuten: daß sie die Güte haben möchten, die nöthigen Rafraichissements und was dazu dienlich seyn möchte, mitzubringen. Die zwey Mägde des Gutbesitzers vollzogen nun pünktlich die Befehle ihres Herrn, und luden zwey Bäcker, die ihre Liebsten waren, nebst noch etlichen Nachbarn und Nachbarinnen ein, aber niemand wollte dem Verlangen des Gutbesitzers entsprechen, als die zwey Bäcker, deren jeder 6 Stück altgebackene Züpfli mitbrachte, die übrigen aber, kamen in Hoffnung das Nöthige zu finden, mit leeren Taschen. Nun fiengen die Gäste an zu tanzen, die Musikanten bekamen nach Handwerksgebrauch Durst, allein es kamen weder Bouteille, Gläser noch Teller zum Vorschein, die Gäste verschwanden einer nach dem andern, die Musikanten befanden sich nun allein, giengen in den Garten und machten dem schlafenden Herrn vor seinem Schlafzimmer ein artiges Schariwari.

Der fürchterliche Krebs-Mord.

Eine Modeschneiderin bekam aus sonderbaren Gründen den Gelust nach einer Krebssuppe, und gab daher ihrer Magd den Auftrag, das nöthige Quantum dazu anzuschaffen, welches auf den ersten Markttag geschah, wo die Magd 4 Vierling nach Hause brachte, und dann sogleich Anstalt getroffen wurde, diese herzstärkende Brühe zu verfertigen. Vorerst aber wurde Rath gehalten, wie man die Krebse tödten wolle, und da die Schneiderin mit der Magd nicht einig werden konnte, so wurde in der Nachbarschaft gefragt, wo dann die Schneiderin nach erhaltener Wegweisung fast in Ohnmacht sank, und von dem Lebendig-Sieden keineswegs etwas hören wollte, worauf das Berathen aufs frische begann, wo dann endlich beschlossen wurde, die Krebse sofort tod zu schlagen, wozu man sich dann der

Zuchtpeitsche der Gibloniter bediente, und die Schneiderin nebst ihrer Magd, jede einen Ellstab nahm und die Exekution so lange fortsetzte, bis fast gar eine Krebssuppe vorhanden war.

Der Leuchtthurm.

In der Gegend von Plymouth in England, etwa zehn englische Meilen vom Lande, erhebt sich im Meere ein Felsen, auf welchem ein Leuchtthurm steht, Eddig-stone genannt; den man weit in die Ferne sehen kann; und der den Schiffen zur Warnung dienet, daß sie sich vor diesem Felsen in Acht nehmen. Ehemals schon stand ein anderer Leuchtthurm auf diesem Felsen; der aber in einer stürmischen Nacht von gewaltigen Wellen des Meeres umgeworfen wurde. Ein folgender ist abgebrannt. Der jetzige ist vom Baumeister Smeaton gebaut, und zwar mit vieler Geschicklichkeit, indem der Fels ganz kahl und abschüßig ist, und von den ungeheuern Wellen immer bestürmt wird. Den Felsen abzugraben, und ein ordentliches Fundament zu legen, war unmöglich, weil er gar zu hart ist. Was that nun der Baumeister? Er ließ viele Löcher in den Stein bohren, und in diese starke eiserne Stangen treiben, zwischen welche nun der Grund mit langen flachen Steinen, die mit einander verbunden waren, gelegt wurde. Anstatt Sand nahm man zum Kalk von der sogenannten Puzzolan-Erde, die man bey Rom (in Italien) findet, und welche, mit Kalk vermischt, so hart als ein Stein wird.

Alle Nächte wird oben auf dem Thurme durch zwey Männer Feuer erhalten. Diese Männer wohnen beständig hier oben, und bekommen im Winter oft in einigen Monaten keine menschliche Seele zu sehen. Die Lebensmittel werden ihnen bey gutem Wetter von Plymouth zugeführt. Sie müssen aber reichlich damit versehen werden, weil man bey langem stürmischem Wetter schlechterdings nicht zu ihnen kommen kann. Welch ein trauriges Leben müssen also diese zwey Menschen führen! Sie stecken Jahr aus und ein, in einem engen, siebenzig Fuß hohen Thurm, sehen aus ihren kleinen Fenstern nichts als Himmel und Wasser, und hören nichts als den unaufhörlichen Lerm der Wellen, die oft so fürchterlich sind, daß sie bis oben an das Gebäude schlagen, und an die Fenster spritzen! — Man denke sich einmal so recht ihre Lage. In einer stockfinstern stürmischen Winternacht, abgesondert von allen Menschen und aller menschlichen Hülfe — in einem so engen Raum eingeschränkt — alle Elemente gegen sich — bey dem fürchterlichen Tosen der Wellen, die ihnen keinen Schlaf gestatten — bey ihrer Pflicht das Feuer zu unterhalten — alle Augenblicke in Furcht, daß ein Windstoß sie herunterwirft. — 70 Fuß hoch, und doch vor den Wellen nicht sicher — hier leben sie ganz gelassen, und thun ihre Pflicht! Und doch sind es keine Missethäter, die etwa zur Strafe hieher eingeschlossen wurden, sondern ehrliche Leute, die aus freyer Wahl diese Lebensart gewählt haben! Was thut der Mensch nicht um des Brodtes willen, und was alles kann der Mensch gewohnt werden!!

Die Bekehrung.

Als der Hans auf seines Nachbars Baum gestiegen war, um Aepfel zu stehlen, da war es finstere Nacht, und er denkt: es wirds

niemand merken. Aber da steigt der volle Mond hinter dem Dorf auf, und Hans denkt an schnellen Rückzug. Doch hoch am obersten Ast glänzen jetzt eben eine Menge der prächtigsten Aepfel ihm entgegen. Er streitet mit sich selber, ob er im Mondschein das noch wagen will, und — wie es denn leider geht — die böse Begierde siegt über die Klugheit! Er steigt hinauf — und — — der Ast bricht unter ihm, er fällt, bricht ein Bein, und bekehrt sich auf dem Schmerzenlager. — So meynt vielleicht der günstige Leser. Aber nein — der hinkende Bote weiß es anders und besser. Wie nun Hans da steht oben im Baume, so glänzt ihm im Mondschein die weiße Kirchhofmauer entgegen, und er sieht dort die Reihe von Gräbern, und ihm ist als stehe der Tod dabey, und deute ihm: heute mir, morgen dir! und ihn schaudert, daß er kaum sich halten kann; er rutscht den Baum herab, nimmt seinen Korb voll gestohlenen Aepfel, leert sie im Garten des Eigenthümers sorgfältig aus, und eilt ohn' umzuschauen nach Haus.

Mit festem Vorsatz ganz sich zu bekehren,
So weiß die Gnade Sünder zu belehren.
Gewinnet oft durch eine Kleinigkeit
Verlorne Seelen für die Ewigkeit.

Das Tagebuch. (Beschluß.)

Brachet der 7. Ich hät auch nit mögen mit dem Seppli z'Morgen essen. Da hat der Bauer auf dem Hubel ihm seinen alten Hund geben, daß er ihn soll erschiessen und verlochen. Aber der Seppli hat ihn nicht verlochet, sondern akumidieren lassen, ein Theil Voressen, ein ander Braten; und hats gar gut funden!

Deito 20. Hat mir die Schnäbergryte geweissaget, daß ich bald sterben müsse, weil das Huuri vorige Nacht in meiner Hostet geschrauen. Hab ich geantwortet: meine grauen Haare und mein hohes Alter wissen das besser als du und alle Huuri. Sie ist darüber gar höhn worden.

Herbstmonat 7. Der Schneiderludi hat gemeint, der Pfarrer soll ihm einen Taufschein geben, daß sein Bub jünger syge, weder er ist. Und hat der Herr das absolut nit wollen. Da hat der Ludi gesagt: eh! Herr Predigkannt, dir chöntit mier das sauft z'gfallen thue; i chumme ne ech doch o geng flyßig z'predig! O du dumme Ludi. —

Christmonat 20. Das ist mir doch ein Narr, der Rumpel Durs! Es hat über Nacht viel geschneit, und am Morge hat syne Frau aus guter Meinig einen Weg gewüscht vom Häusli bis in die Landstraß. Wo er das gseht, fragt er: wer het das gemacht? sagt die Frau: Heh ich, damit du besser von Haus kannst. Antwort: ein Weib soll nichts thun ohne Befehl ihres Mannes! Gleich wüsch den Weg wieder zu! Und die Frau folget ordelich u denkt: der gschyder git na. Und jetzt seit er — gang u wüschmer wieder e Weg, damit du weist wer Meister ist. — O du Narr und Weiberplager! Aber — wärist du nume der einzig! —

Deito 21. Da haben sie im Wirthshaus Kumedie gespielt, mit Götzen. Ein Paar Buben, die lieber im Wirthshaus hocken, und Narenwerch treiben, weder arbeiten. Und haben der verlohrne Sohn gespielt, und gar viel Narenwerch dermit trieben, und allerley Flausen gesagt. Und hab ich mich drüber geärgert, daß solche Buben das heilig Wort Gottes als

in den Wirthshäusern verunehren! Was werden jetzt die Leut denken, wenn einisch der Herr über diese Geschicht prediget?

Deito 26. Ein Unglück gepaßirt. Der alte Gauch Peter im Spatzenhag hat gmeynt er syge verhexet. Und laßt einen Banner kommen: der hat nun im Ofenhäusli gebannet und gehexet, und gefeuret; und ist das Häusli angange und verbrunnen, und schier das Wohnhaus darzu; und hat sich Peter gar übel verbrönnt an der Hand. Das hat mir der Herr erzählt, und dabey gesagt: er heige den einfaltigen Peter doch so genug brichtet über sein Aberglauben! Aber wenn du den Narren im Mörser zerstoßtest mit dem Stempfel, er liesse doch nicht von seiner Narheit!

Deito 31. Das alte Jahr geht nun zum Ende, so singen sie heut vor allen Thüren. Je nu! Es wird mit mir alter Mann wohl auch bald zu Ende gehen. Bin ich ja eben heut 78 Jahr alt worden.

Hier endet das Tagebuch! Der ehrliche Alte hat wahr geschrieben; denn von einer fremden Hand steht unten dran: Und am Neujahr am Morgen hei mir der Aeti, wo das geschrieben, tod im Bett funden, und sind grausam erklüpft ꝛc. ꝛc.

Das grosse Erb.

Schau stets zuerst wohl wem du traust,
Eh' in die Luft du Schlösser baust!
Sonst trägt's dir lange Nasen ein,
Und Spott zum Schaden oben drein.

Diesen lehrreichen Reim hat der Bote einmal an einem alten Spycher gelesen, und will dem geneigten Leser denselben an einer neuen Geschichte erklären. Denn es ist recht sonderbar wie alte Warnungen und neue Narrheiten sich oft so schön zusammenreimen; so daß man dem alten Könige schon recht geben muß, der gesagt hat: es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Wir machen, nach den vier Zeilen des Reims auch folgende vier Capitel.

1. Trau! schau wem?

Es gieng ein Geschrey aus in alle Lande, es sey ein gewisser Pflanzer in Ostindien verstorben, Namens Kohli. Derselbe sey aus dem Bernerschen Saanenlande gebürtig, habe ein Vermögen von vierzig Millionen (ebensomehr das Maul recht voll genommen, es geht in einem zu) — ja vierzig Millionen hinterlassen; aber dort hätten sich keine Erben gefunden, und er sey auch ohne Testament gestorben! — Wer ist der Vetter Kohli? wer hat ihn bestimmt gekannt? wer hat von der ganzen herrlichen Erbschaft sichern Bericht? Kein Mensch! Aber das schadet nicht! Man glaubts doch! — Sind nicht schon früher ähnliche Geschichten erzählt worden? war nicht alles lauter Lüge und Betrug? Sind nicht schon viele so unglücklich geworden? Alles wahr! Aber das schadet nichts! Man glaubts doch. — Und nun ists im ganzen Simmenthal, Oberland, ja fast im ganzen Canton, als hätte man einen Ameisenhaufen aufgestört. Alles läuft und rennt hin und her, denn alles ist dem Vetter Kohli verwandt! Woher verwandt? Je, du Gauch! Woher als von den vierzig Millionen! Der Reiche hat gar viel Verwandte, wenn's an's Erben geht! Wenn der Bote einmal in's lange Winterquartier abmarschiert, so wird niemand an der Begräbniß in die Verwandtschaft stehen wollen.

Also laufen die Leute den Pfarrherrn fast das Haus ab, um Todtenscheine, Tauf-

scheine, Ehescheine u. s. w. und wer mit rechten Dingen keine kriegen kann, läßt sichs Geld kosten, bis auch er ein Papierli hat, das ihm von den 40 Millionen etwas geben soll! Ja mancher ist sogar Narrs genug, und kauft einem andern seinen Antheil ab, ehe er nur weiß, woran er ist; und so theilen sie die Haut, ehe der Bär geschossen ist! — Denn nunmehr bauen sie

2. Schlösser in die Luft!

Zum Todschiessen lächerlich ist's, wie sie sich mit dem ungewissen, nur gehofften Geld schon so breit und dick machen, und verabreden, was alles sie anfangen wollen, nun sie reich sind! — „Uebermorgen nehmen „wir den Familienwagen, mit vier Pfer„den, unser zwölfe drein, und meine Alte „muß eine kleine Coffer voll Zuckerzeug mit„nehmen, und so fahren wir auf Z. w. s. — „Ja jetz ist's nimme Gitzimist! Uftischet „was zuehe ma, warme Wy her! ꝛc. — „Sobald ich das Geld habe, laß ich mein „Haus um ein Stockwerk höher bauen; einen „Stall und eine Remise dazu, ein Chara„bank, zwey Bygger — Juheh — „Ich „kaufe 100 Faß neunzehner Wein! Der „Zins von meinem Antheil ist jährlich fast „sechszigtausend Franken!" — „Sobald „ich mein Theil habe, ziehe ich auf Genf, „kaufe dort ein Landgut, handle mit Wein „oder dergleichen; der Doktor hat schon „lang meiner Alten eine Luftänderung ver„ordnet." — „Wenn einer von Euch seinen „Antheil verkaufen will, so nehme ich den„selben an, und lasse dann eine große Fa„brike bauen." — „Und ich mache eine Reise „durch Deutschland, Ungaren bis auf Kon„stantinopel, und dann über England, Frank„reich und Italien heim!"

So giengs in einem fort! Einer baute sein Luftschloß so, der andre anders! Keiner aber zweifelte an den vierzig Millionen und seinem Antheil! O wie giebt doch die Bärenhaut so warm im Winter! Ja we me si hät!

3. Lange Nasen!

Nun die sind am Ende wohlfeil, und das sicherste Erbe. Denn es fand sich, daß an der ganzen Sache nichts war! An der ganzen Geschichte kein wahres Wort! Die hohe Regierung ließ sogar durch das Wochenblatt die Leichtgläubigen warnen. Aber für die meisten kam die Warnung zu spät. Mancher hatte mit baarem Gelde Wind und leere Hoffnungen gekauft: mancher schöne Thaler war für Reisen, Schreiben, Scheine u. dgl. für Zechen und Lustbarkeiten drauf gegangen. Geerbt hat keiner, betrogen sind alle, und haben nichts, als eine lange Nase, länger als der Altenberg oder das Toffenholz; länger als des hölzigen Christoffels sein Spieß und — die Mattenstegen! Ja so lang als vom Saanenland bis in Ostindien! Fraget sie nur! Sie können euch auf's Haar sagen, wann dort der Zimmet und die Nägeli blühen — sie riechen's ganz in der Nähe!

4. Spott zum Schaden.

Ja! Das ist immer das gewöhnliche Ende von einem solchen Liede, daß die Katzen hintendrein mauen, daß man aus der Haut fahren möchte vor Aerger! Alles lachte der leichtgläubigen Thoren! Alles rief: es geschieht euch schon recht! Da ward sogar ein Gespräch gedruckt, über das große, in der Luft schwebende Erb, worinn jene Leute erbärmlich ausgepfiffen werden. Und nun kömmt noch gar der lahme Bote hintendrein, und thut die Geschichte in seinen verwünsch-

ten Kalender. „Das hät' er können bleiben lassen!“ Ja wohl hät' er! Warum that er's aber nicht? Weil er wo möglich andre warnen möchte, nicht durch ähnliche Lügen sich betriegen zu lassen, und nicht durch ähnliche Leichtgläubigkeit sich selbst in Schaden zu bringen.

Ja! Laßt Euch warnen, liebe Leute!
Glaubt ja in Zukunft nicht so leicht.
Sonst seid ihr des Betriegers Beute,
Der wie der Fuchs um Hühner schleicht!
Und hättet ihr auch Geld in Haufen,
Was hättet ihr für Glück dann mehr?
Könnt ihr dem Tode mit entlaufen?
Könnt ihr das wahre Glück erkaufen?
Und kömmt kein Kummer zu euch her?
Zufriedenheit allein giebt Heil
Und die ist nicht beym Krämer feil.

Wer jagt, fängt nicht immer Hasen!

Wer ist die Frau oder besser das Weib, das von Haus zu Haus geht, und aller Orten den Bettelsack schüttelt? Hier kramt sie der Bäurinn eine Lüge von ihrem Mann der im Klösterli gesessen, aber nicht bey den Pfaffen; und mit einer Jungfer schön gethan, aber nicht mit einer Nonne. Dort erzählt sie von der Nachbarinn anet dem Bach, wie sie, unwissend dem Manne, eine Balle Anke heimlich verkauft: dort sagt sie wohin dieser und jener Pursche seinen Kiltgang richtet u. s. w. Ueberall rühmt sie die Anwesenden in's Angesicht, und lastert die Abwesenden. Und nicht vergeblich! Die g'wundrigen Wyber belohnen ihre erlogenen Nachrichten mit reichlichen Gaben, und der Bettelsack füllt sich schön an. — Aber wer ist dieses Weib, daß ich Sie in meinem Kalender abkonterfetten kann? Niemand will mir's sagen! — Nun Geduld! Dort kommt der Dorf-Polizeyer! (Profos darf man ihm nicht sagen, er zürnts.) Der wird das Bettelweib schon packen, sie um ihren Namen fragen, auf's Oberamt sie führen. Jetzt kommt er um's Haus herum! Gebt Achtung! Jetzt packt er sie! Aber was erschrickt er so jämmerlich, als hätte er ein Gespenst gesehn?

Komm, lieber Leser, her und schau,
Er packte — seine eigne Frau.

Nützliche Nachrichten von allerley vaterländischen Künstlern und Handwerkern. Zum Nutzen und Frommen der lieben Landleute gesammelt.

Man macht so viel Lerm von den Erfindungen der Engländer, und was für künstliche Leute das seyen, daß es ihnen niemand gleich thue. Nun ja. Dampfmaschinen haben wir noch keine. Aber Maschinen genug, und Dampf auch, und „das wird enangere scho no einisch b'sieh“ meyn ich. Auf meinen vielen Wanderungen im lieben Vaterlande sind mir so künstliche Leute vorgekommen, die den Engländern bald zuvorkommen werden. Ich will sie hier öffentlich anzeigen, damit sie zu verdienter Ehre gelangen, und jeder weiß, wo er sich melden soll, wenn er künstliche Leute mangelt.

N. A. verdiente ein obrigkeitliches Patent als Brantenweinbrenner. Er hat in Ermanglung eines Brennhafens einen eigenen erfunden und verfertigt. Er nahm einen eisernen Hafen, in dem er sonst den Schweinen ihre Kost gekocht hatte; darauf ward ein Deckel von einem alten Faßboden gemacht, und von einer Tatrepfanne ein alter Deckel als Hut aufgesetzt. Probatum est!

Seine gebrannten Wasser sollen einen ganz besondern Geschmack bekommen haben!

R. R. der weltberühmte Metzger wird empfohlen wenn es gilt eine Kuh oder dergleichen vom Leben zum Tode zu bringen. Er hatte eine alte magere Brummel-Kuh, die niemand kaufen wollte, lange gemästet, wenigstens acht Tage lang, und männiglich schönes Fleisch zum voraus zum Kauf angeboten! Er und sein Brudersohn wollen das Thier schlachten. Die Kuh wird im Tenn angebunden, die Nachbaren sammeln sich zum Zuschauen. Hans erhebt seine Schlegelaxt, und schlägt die Kuh nieder. Aber im Hui ist sie wieder auf! Hans flieht mit seiner Axt die Leiter hinauf, der Andre mit dem Messer die Stiege hinauf in die Stube, und die Kuh — sauft auf den Schrecken beym Brunnen kaltes Wasser.

E. N. hat mir gesagt, er habe so eine Maschine im Hause, die akurat einer Dampfmaschine gleiche. Er hat mir sie gezeigt. Sie steht auf zwey Beinen, hat zwey Arme, und klappert fort und fort wie eine Faßnacht-Rätsche! Es fehlt ihr zu einer vollkommenen Dampfmaschine ein einziger Buchstabe — der f — Uebrigens hat er sie erweibet, und ist willens sie um billigen Preis wegzugeben.

S. J. auch Schneidersepli genannt, ist ein berühmter Bienenvater. Einen ihm anvertrauten Imp (andere hat er nicht!) trug er alle Tage bald an die Morgen- bald an die Mittags- und bald an die Abend-Sonne. Diese beständige Veränderung bekam den Bienen so wohl, daß sie mehrere Tage auswanderten, und allemal mit Mühe wieder gefangen wurden. Aber mein Meister fand bald ein Mittel: Der Bienenkorbflechter verkaufte ihm um fünf Batzen eine Königinn. (Meisterbiene.) Das war ein ehrlicher Hummel, der den Bienen so ausserordentlich wohl zu ihrem bisherigen Traktament bekam, daß sie vor Freuden in wenig Tagen starben.

N. D. zwischen Aarberg und Biel hat den wahren Vortheil gefunden, wie man Schweine wohlfeil kauft. Z. B. Er kauft ein Schwein — wie schwer? Dreyhundert und zwey und sechszig Pfund ungewogen! Wie theuer? Drey Centner will ich dir verehren, aber vom Uebrigen mußt du mir das Pfund mit vier Franken bezahlen! — „Bim Tonnerig! Das ist e wohlfeli Sau, Vreneli, sagt er zu Hause. Und richtig, zwey und sechszig Mal vier Franken macht gerade ja zweyhundert und acht und vierzig Franken, oder achtzig Kronen und drey und zwanzig Batzen! — Da sieht man wie gut es ist, wenn man in der Schule rechnen lernt!

W. O. und H. L. sind Meister im Landbau. Sie wissen am beßten wie die Erdäpfel gepflanzt werden müssen, daß sie gerathen. Drum lachen sie auch alle andern aus, weil sie selber alles am beßten wissen. Sie säen und pflanzen nicht wie andre Leute, und drum erndten sie auch nicht so. Im Brachmonat fangen sie an Erdäpfel zu setzen, und fragt man Ends Wintermonat: „Vetter Hans Jörg! hast du deine Erdäpfel alle gegraben?“ so antwortet er: „es kommt mir noch kein Sinn daran!“ Und er wartet richtig, bis er sie unter dem Schnee hervor graben kann.

F. E. hat die Entdeckung gemacht, wie man am beßten und sichersten Feuer von einem Orte an das andre bringen kann! Sie, die wohl mit Recht die kluge Frau heissen könnte, wollte spät im Herbst das Feuer von einem Erdäpfel-Plätz auf den

andern tragen lassen, und gab's zu dem Ende einer Taglöhnerinn in einen Wydli-Korb. Und das kam recht gut; denn das Feuer mehrte sich unterwegs, so daß zuletzt nicht nur der Korb, sondern die Kappe der Trägerinn brannte.

J. L. der berühmte Strehlmacher, nicht weit von der großen Stadt A.... hat zufälliger Weise die nützliche Entdeckung gemacht, wie man Winterszeit selbst bey Nacht sicher reisen kann, ohne von den Wölfen gefressen zu werden. Er kam zu einer Nachbarinn, und erzählte mit vielen Worten, wie die Gegend unsicher sey, wie die Wölfe schon diesen und jenen angegriffen haben, u. s. w. Die Nachbarinn, die ihn als einen furchtsamen Hasenfuß kennt, der jede Katze für einen Wolf ansieht, denkt: ich will dir schon warm genug machen, trotz dem kalten Winter! Sie erzählt also noch viel mehr Schreckliches, und endet mit den Worten: unser Jakob muß mir Nachts nicht mehr vor die Hausthüre, oder er habe das Geschell vom Rennschlitten angehängt! — Das war dem Kammpelmann eine gute Entdeckung. „Ich sollte noch — sprach er — auf A.... um ein Päckli Chiggore zu kaufen; es ist schon finster: — es könnte mir ein Unglück begegnen: — wollt ihr mir doch das Geschell entlehnen?" So geschah es. Er band sich das Geschell um den Hals, und im starken Trott — damit die Schellen brav klingen, giengs hin und her! Und die Wölfe haben ihn nicht gefressen.

Wenn nun der geneigte Leser diese hier genannten klugen erfindungsreichen Köpfe näher kennen will, so nehme er die kleine Mühe und schreibe die obigen Anfangsbuchstaben in eine Linie, theile sie in Worte ein, und er wird — falls in der Druckerey kein Druckfehler gemacht wird — finden wie es gemeint ist.

Eine freundliche Bitte an meinen Collegen, den Boten von Basel.

Ich meyne denjenigen, der seinen Kalender bey Hrn. Schweighauser drucken läßt; den möcht ich bitten, in Zukunft doch zu bedenken, daß sein Büchlein Jungen und Alten, Jünglingen und Jungfrauen, Knaben und Mägdlein, in die Hände fällt: und daß es nicht eben wohl gethan ist, solchen alles und jedes zu empfehlen, was in dem schreibseligen Deutschland ge-schrieben wird: und daß mancher Büchertitel in solchen Händen eine wahre Aergerniß ist! Das wolle er bedenken, und meines guten Rathes wahrnehmen; übrigens mein guter Freund bleiben, wie ich der seinige.

NB. Diese Bitte kommt eigentlich von meinem Gevater, dem Schulmeister.

Der Herr und der Diener.

Kaiser Maximilian wußte recht gut, daß einer seiner Hofherrn ihm eine Kleinigkeit von etwa dreytausend Gulden gestohlen hatte. Aber er that, als merkte er nichts. Nach etwas Zeit fragt er aber jenen Herrn: „Was meinst du, daß der verdient habe, der seinem Kaiser etliche tausend Gulden stiehlt?" Den Galgen, antwortete dieser. „Nur sachte, spricht der Kaiser — ich habe deine Dienste noch länger zu brauchen."

Wie groß ist die Stadt London?

Das weiß der hinkende Bote nicht! Und kanns also auch seinen Lesern nicht sagen.

Aber gelesen hat er, daß man eine Berechnung gemacht hat, wie viel Fußgänger und Fuhrwerke täglich über jede der drey alten Brücken in dieser Stadt gehn; und der geneigte Leser mag ungefähr daraus abnehmen, wie viel größer London ist, als — —

	Brücke I.	II.	III.
Fußgänger . .	74620.	48500.	37820
Lastwagen . .	605.	437.	173
Karren . . .	2732.	1748.	963
Kutschen . . .	1254.	1077.	1171
Einspännige Schäsen	364.	764.	569
Reitpferde . .	577.	1141.	615

Der arme hinkende Bote wollte auf der Stelle seinen Botendienst aufgeben, wenn er den Zoll von der geringsten dafür beziehn könnte!

Angeführt und abgespeist.

An einem öffentlichen Orte, wo viel Volk zusammenkam um zu sehen und zu hören, stand auch der hinkende Bote; jedermann kenntlich wegen seinem Stelzfuß, Krüke, und Briefsack, und manchem verhaßt wegen seiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe! Ihn erblickt ein junger Pursche, der gerne den Herrn spielt, und dem Hinkenden eins anhängen möchte. Nun weiß jener, daß der Bote nicht französisch kann, er aber ist einmal zu Murten gewesen, hat sogar seine Nase bis Wiflisburg gestreckt, und kann also perfekt französisch. Jetzt will er des Boten spotten, und spricht zu ihm: gell ör eti Messasche? Der Bote denkt: wart ich will dich, und spricht geschwinde zu ihm: wit was Narr mir mit! Ganz verwundert fragt der andre: wo Teufel hast du Latein gelernt?

Der Bote kommt abermal hintendrein.

Da lese ich mit Verwunderung und Freude in der Zeitung, daß verschiedene Herren schöne Preise für solche Schriften erhalten haben, die sie über das Armenwesen geschrieben haben. Ich habe keine derselben gesehen, glaube aber doch, sie müssen vortrefflich gewesen seyn. Warum wären sie sonst belohnt worden? — Ich werde nun freylich keinen Preis erringen, und komme mit meiner lahmen Weisheit wie gewohnt, hintendrein Hät ichs aber gewußt zu rechter Zeit, so hät' ich auch ein Wörtlein dazu gesprochen. Zum Spasse hier nur die Ueberschrift der einzelnen Kapitel, die ich hätte schreiben wollen.

I. Theil.

1. Der Arme und der Reiche begegnen einander, der Herr hat sie beyde gemacht.
2. Mancher ist arm bey allem Reichthum, und mancher reich trotz seiner Armuth.
3. Wie man's treibt, so gehts, und der Mensch ist seines eigenen Glückes Schmied.
4. Es ist Sünde was all dein Einkommen verzehrt: und stehet von deiner Thorheit geschrieben im Buche der Weisheit Cap. 2. Vers 6 bis 12.

II. Theil.

1. Es ist ein großer Gewinn — wer sich genügen läßt.
2. Strebet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet Euch zu denen, die demüthig sind.
3. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen; und wenn der Pudel nicht schwimmen

will, so schmeiß ihn in's Wasser, daß er schwimmen muß!

4. Hab Acht auf dein Almosen: daß du nicht Unkraut begiessest, und pflanzest Ungeziefer.

5. Und endlich merk dir, daß das Rathhaus weder vor dem obern noch vor dem untern Thor ist — sondern mitten in der Stadt steht.

Ich zweifle nicht, daß sich darüber viel Schönes und Gutes sagen liesse, wenn man es nur wüßte!!

Eine neue Art von Spitzbuben.

Zu Kalkuta in Ostindien wurde vor Kurzem — es sind erst fünf Jahre dessen — ein ganz besondrer extra Spitzbube gehängt. Er war ein ganz ausgezeichnet vortrefflicher Schwimmer, und konnte sehr lange unter dem Wasser aushalten. So schwamm er unter dem Wasser nach den eingezäunten Badeplätzen der indianischen Frauen, ergriff dann ungesehen eine derselben bey den Beinen, zog sie unter das Wasser, ertränkte sie, und beraubte sie alles Schmuckes, Gold, Ringe, Edelsteine u. s. w., dessen die indianischen Frauen beym Baden viel zu tragen pflegen. Lange glaubte man es sey ein Krokodill, das, unter dem Wasser verborgen, diesen Raub begehe; bis endlich ein Mädchen dem Räuber entwischen konnte, und nun bestimmt versicherte, kein Krokodill, sondern ein Mann habe nach ihr geschnapt. Man forschte nach, entdeckte den Thäter, und dieser bekannte schon sieben Jahre dieses Handwerk getrieben zu haben. — Ich hät' ihn nicht hängen, sondern mit einem Mühlstein am Hals ersäufen lassen.

Der Lumpensammler.

Der Lumpensepli kömmt mit seinem Bündel daher, und der Grichtsäs beym Thürli will ihn foppen, und fragt: hast du die Lumpen bald alle zusammengetragen? Wärest du nicht ein Wohlachtbarer Grichtsäs, ich wollte dir antworten, sagte der Sepli. Aber der andre meynt: so ein Hudel wie du, soll antworten wenn man ihn fragt; und willst du oder nicht? So hat der Sepli gesagt: wenn ich die Lumpen alle zusammentrüge, so könntet ihr nicht mehr Gricht halten!!

Merkt wohl:

Wer ausgiebt muß auch wieder einnehmen: und darum
ist nicht gut alle Schälke foppen: sintemal
Der Stolze oft auf die Nase kriegt.

Der Ostermontag 1822 in Bern.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Er war auch in diesem Jahre lustig anzuschauen, und vieles Volk strömte herein zu allen Thoren, und hatte seine Freude daran, denn was von der guten alten Zeit, eh die Franzosen kamen, und alles neu machen wollten, übrig blieb, das ist noch allem Volke lieb; den Alten, weil es sie an jene gute Zeit erinnert, und den Jungen, weil die Jugend an solchen Tagen immer Freude hat. Auch ruht am Ostermontag ungeheissen alle Arbeit, die Stadt füllt sich mit einem festlich geschmückten Volke; an vielen Zunfthäusern wehen ihre schönen Fahnen, das Kunstwerk am Zeitglockenthurm ist mit Blumengewinden verziert; auf der Schützenmatt

E. Z

ist ein Schwingfest, wo sich die flinken Oberländer mit den kräftigen Emmenthalern wacker herumtreiben, um die Ehre des Sieges zu erringen, und nebenbey sind immer noch andere Festlichkeiten zu sehn, mit denen jährlich abgewechselt wird; voriges Jahr war z. B ein Aufzug der Knaben zu allerley Spielen, die sie auf der Schützenmatt trieben; und dieß Jahr war es ein Umzug der Metzger, der so schön und nett war, daß er allen die ihn nicht gesehn, bekannt gemacht zu werden verdient.

Bey 50 dieser wackern Gesellen versammelten sich Morgens niedlich roth und grün bekleidet, mit Bändern geziert und mit ihren glänzenden Spaltmessern versehn, beym Bärenwirthshause an der Spitalgasse, und stellten sich da in Ordnung. Voran waren zwey Schweizer in alter Tracht; ihnen folgte der Führer des Zuges, durch Federbusch und Scherpe ausgezeichnet, dann 12 Musikanten in verschiedenen Volkskleidungen, alle aber in vollkommenem Einklang. Nicht ganz im Takt, doch festen Schrittes folgte der gewaltige Ochs, mit Blumen geschmückt, einer der grösten, der zu finden war, denn er soll über 13 Centner gewogen haben; ein Bauer führte ihn, während dem ein flinker Huper ihn trieb, und der Metzger, der ihn kaufen wollte, in Feldtracht neben ihm her gieng; ein anderes Hauptstück bey dem Schauspiel war ein schönes Schaf, von einem Knaben geführt. Dann kamen die beyden Jünglinge, welche im Wettkampf Eyer auflesen und laufen sollten, begleitet von zwey Fähndrichen mit den Fahnen der Metzger-Zunft; an sie schloß sich Paar und Paar der eigentliche Zug, der wohl 40 Männ halten mochte, rothwangige kräftige Jünglinge, auf die sich manche sprechende Blicke schöner Augen hefteten. So zogen sie von einem Gedränge zahlloser Zuschauer umgeben, die Stadt hinunter vor die Polizey, die Stift, die Wohnungen der französischen, preußischen und spanischen Gesandten, dann wieder hinauf vor Schiffleuten, die Schaal und die Metzgern-Zunft; an jedem dieser Orte stellte sich der Zug auf, der Anführer begrüßte mit dem Spaltmesser und die Musik ließ sich rauschend hören. Als ihr Geschäft in der Stadt beendigt war, begab sich der Zug auf die Schützenmatt, wo das beliebte Eyerauflesen erfolgte, während welchem der Läufer nach Weyermannshaus und zurück eilte, aber zu spät kam, denn sein Gegner zog ihm jubelnd als Sieger entgegen. So war das eigentliche Fest beendigt; um sich aber für den beschwerlichen Umzug zu entschädigen, war den muntern Gesellen beym Bären, Spiel und Tanz bereit, und das Fest schloß mit einem fröhlichen Nachtessen, bey welchem jeder seine gegenwärtige oder zukünftige Lebensgefährtinn zur Seite hatte, und in froher, aber friedlicher und sittlicher Lust den Morgen anbrechen sah.

Ein anderer Umzug zeigte sich vor dem obern Thore. Es waren die Jünglinge von Toffen; die den Ostermontag ebenfalls festlich begiengen; zu Fuß und zu Pferd zogen sie mit Musik daher, Bär, Uhrspiegel und Hanswurst begleiteten sie; die Jünglinge trugen Blumenbogen, und führten einen recht artigen Tanz auf, brachten dann Gesundheiten aus, und kehrten nach ihrer Heymath zurück. Das schönste Wetter begünstigte die Freuden dieses festlichen Tages, an welchen Stadt und Land herzlichen Antheil nahm und immer nehmen wird.

Wie man verhexet wird!

Glaubets oder glaubets nicht, erzählte zu L. im Wirthshaus ein Mann, zu unterst aus dem Zopfen vom Aargau, ein Mann von Schalunen — glaubets oder glaubets nicht! Am letzten Langnau-Märit bin ich verhexet worden! Ich habe meine alte Geiß zu Markt getrieben; habe im Pintenhaus eine Halbe getrunken, und beym Bären auch eine zu Mittag; und mit dem Vetter Toneli noch eine beym Leuen; und darnach, wie meine Geiß verkauft war, noch eine beym Bären. Und da war ein Täschlispieler, ein Hexenmeister, ein Teufelskerl; und der hat mir Streiche gemacht — mein Lebtag denk ich dran! Aber ich dachte: der Teufel ist ein Schelm! und machte mich draus und davon. Und nahm noch auf den Schrecken ein Gläslein Bätziwasser oder zwey; vielleicht finds auch mehr gewesen, was weiß ich! Und wie ich von Langnau weggehe — alles der Strasse nach — Himmel! da höre ich Trommeln und Pauken! — Ach Gott erbarm sich meiner armen Seele, schreie ich! da kommen schon die Türken! die Türken! Du Narr sagt einer, und schüttelt mich zurecht; guck wo du bist! Und — o die verwünschte Verblenderey! Ich stand gerade vor den Pulvermühlen! —

Jetzt gieng ich in tiefen Gedanken fort, und verwünschte den Hexenmeister und seine Verblenderey! Aber auf einmal stand ich am Ufer des Meeres! Große Wellen erhoben sich — und ich konnte nicht weiter! Ach du verdammter Teufelskerl! Hast du mich nun gar in Amerika gebannet, über das Meer, und soll ich mein Vaterland und meine Anne Marey nicht mehr sehen! — Ich weinte wie ein Kind, und die Gassenbuben lachten mich aus! Und ich meynte: das sind lauter Wilde! — Aber ein schwarzer Herr, (es wird wohl ein Vehdoktor gewesen seyn) wies mich zurecht. Du stehst ja nur am Frittenbach; siehe da ist die Brücke! Und an seiner Hand geleitete er mich hinüber. Ich wollte ihm recht danken, und sagte: hät ich meine Geiß nicht verkauft, ich wollte sie euch verehren, zum Dank daß ihr mir über das Meer geholfen! — Aber Undank ist der Welt Lohn! Gang furt du Narr, sagte er! Und hatte ichs doch so gut gemeynt! Aber — der war gewiß auch verblendet und verhexet.

Besser unten erschrack ich, daß mir die Beine zitterten! War heute der 17. Heumonat — und da lag alles auf einmal im tiefen Schnee, alles weiß! Ach, meine schönen Obstbäume! Ach, mein Korn! Ach, meine arme Anne Marey mit ihrem Werch! So jammerte ich. Aber — du schleßige Lappi! Hest de no nie ke Bleikli g'seh? Sagte mir einer! Ich erschrack! rieb die Augen aus, und — stand richtig vor der Bleikli-Matten. War das nicht abermal Verblenderey?

Aber das war alles Nichts gegen das Folgende. Beim Stiglihaus stand ein Tischli mit Brenz; ich nahm auf den ausgestandenen Schrecken ein Gläslein, und zog dann voll Muth weiter. Ach wie erschrack ich, als ich auf einmal am Eingang der Hölle stand, wo der Teufel mit einer Gabel ein Feuer regierte! Vor Angst fiel ich auf die Kniee, und heulte, als hätte mich der Böse schon bey der Gurgel. Ja, ich komm von meinen Schrecken nicht zu mir selber, bis einer aus Mitleid mich belehrte, daß ich vor dem Kalchofen stand! War das nicht abermal Verblenderey?

Ja wohl hatte heute der Böse sein Spiel mit mir! Da hörte ich etwas tschädern und tädern, akurat wie meine Anne Marey! Da steht sie ja vor mir mit ihren rothen Augen und Haaren! Ach, du mein liebes Herz, schrie ich voll Freuden, kommst du mir entgegen; und so weit! Und so schloß ich sie in meine Arme. Aber ich war nochmal angeführt. Das Geklapper, das mich so anheimelte, kam von einer Windmühle oben im Baum, und das herzige Weiblein war ein Bettelmensch, welches Mist auflas! War das nicht abermal Verblenderey?

Wer das Räthsel nicht lösen kann, der findet die Auflösung im Folgenden:-

's sind zwee einzige Geister de Mensche gfährli und furchtbar;
Irrgeist heißt der eint, und Plaggeist heißt der ander.
Und der Irrgeist wohnt im Wy. Us Channe u Chruse
flygt er eim i Chopf, und macht zerrütteti Sinne.
Selle Geist führt irr im Wald, uf Wegen und Stege,
es gaht mit eim z'unterst u z'oberst, der Bode will unter eim breche;
d'Brucke schwanke, d'Berg biwege si, alles ist doppelt.

Wie man den Leuten Unrecht thut.

Es geht dem Boten immer ein Stich durchs hölzerne Bein, wenn er sieht, daß jemand Unrecht geschieht; sollte der Jemand allenfalls auch selbst nichts davon wissen, oder gar eine unvernünftige Creatur seyn! Und er kann sich darum auch nicht enthalten, sich der Unschuldigen anzunehmen. Und für diesmahl nichts für ungut, gilt es nicht mehr und nicht weniger als die Kröte. Ists nicht ein gemeines Schimpfwort: du leidi Krot! Nun ja! Hübsch ist das Thierlein eben nicht. Aber es leben doch viele Leute, die auch nicht hübsch sind; und par Exempel der Hinkende Bote! — Du neidige Krot! Das ist nun erst Unrecht denn es ist nicht wahr. Die Kröte leidet und duldet sowohl ihres gleichen als andre recht gern um sich, und gönnt jedem das Seine. Es wäre gut die Menschen hätten nicht mehr Neid gegen einander! — Die giftige Krot! Ist abermahl nicht wahr. Sie ist bestimmt nicht giftig; und was von ihrem Athem oder Hauch, von ihrem Urin oder Waßer u. dgl. gesagt wird, das sind eitel Verläumdungen, womit man ihren guten Namen befleckt! — Wenn nun ehedem das gute Thier gar als ein Gespenst verfolgt wurde, wenn man glaubte der Teufel verwandle sich in eine Kröte, um unbekannt hiehin oder dorthin zu schleichen, so sind das Dinge, welche die perse aufgeklärten Leser des Boten schon lange nicht mehr glauben. „Aber eine lebendig gespieste, getrocknete, und an einem Faden in die Stube aufgehängte Kröte zieht doch alle giftigen Dünste an sich, und reinigt die Luft.“ Es mag seyn daß ein trockener Krötenbalg in einer feuchten dünstigen Stube aufläuft, weil die Feuchtigkeit sich hineinzieht, wie in einen Schwamm. Aber sie zieht gewiß nicht nur die giftigen, sondern alle Dünste an sich! Laßt ihr also die arme Kröte nur leben; ihr Tod hilft euch nichts. Und wollt ihr die Stuben rein haben von bösen Dünsten, so ist auf der Welt nichts besseres als frische Luft; und wenn die Stube auf eine Zeit ohne Menschen ist — Durchzug, der am ersten böse Dünste wegführt.

Die wunderbare Lebensretterin.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Es hatte in Frankreich ein Abbe eine Katze, die er gar zärtlich liebte. Nun ward er krank, und verfiel in eine solche Schlafsucht, oder Ohnmacht daß man ihn für tod hielt, und alle Zurüstungen machte, um ihn zu begraben! Merket hier: man sollte doch immer zuerst alles anwenden und versuchen, was möglich ist, ehe man jemand begräbt. Denn was wäre fürchterlicher als lebendig begraben zu werden?

So wie man nun den vermeint Todten in den Sarg legt, streicht seine Katze, vielleicht das einzige Geschöpf das ihn geliebt hatte, um den Sarg herum, und als wüßte sie es daß ihr Versorger gestorben wäre, mauete sie gar kläglich. — Es ist doch erbärmlich, wenn man als ein alter Knabe stirbt, und niemand um uns weinen mag als eine Katze!

Die Leute, welche die Leiche besorgten, zeigten weit weniger Gefühl als die Katze. Sie hatten vielmehr ihren Spaß mit dem Leid des Thieres, dachten auf Muthwillen, und sperrten die arme Katze lebendig zu ihrem todten Herrn in den Sarg. Und das war ein grausames Bubenstück, das von einem sehr schlechten Herzen zeugt.

Der Leichenzug begann. Aber jetzt erwachte der Scheintodte durch die Wärme der Katze, die auf seinem Magen lag. Er hörte die Todtenlieder, fühlte sich eingewickelt, und ihm ward es nun mitten im Finstern klar und hell vor den Augen, daß er auf dem Wege sey lebendig begraben zu werden. — Gott behüt jeden Christenmenschen vor solcher Seelenangst!

Mit Mühe und Anstrengung gelingt es ihm endlich seine Hände frey zu machen, und nun greift er nach dem Ding, das auf seinem Magen liegt, und ihn drückt; und klemmt die Katze gewaltig. Diese fängt an erbärmlich zu schreyen — das ganze Leichenbegleit erschrickt, der Sarg wird abgestellt, und es fehlte wenig, alles hätte die Flucht ergriffen. Wäre das in ältern Zeiten geschehn, was gilts man hätte hierin Teufels Spuck gefunden. Jetzt aber war man vernünftig genug eine natürliche Ursache zu vermuthen, und darum die Sache genauer zu untersuchen. Man öffnete — obwohl mit Zittern den Sarg — die Katze sprang heraus, hinter ihr her ihr Herr, der in sein Leichentuch verhüllt so schnell als möglich nach Hause eilte, und sich freute, daß er dem Tode wie durch ein Wunder entgangen war. — Wie vielerley ist möglich wenn ein Mensch errettet werden soll! —

Das schöne Jahr 1822.

Säg Hans i mus di öpis frage,
Hest du n'es setigs Jahr erlebt;
Weist du vo so viel warme Tage,
Wo ds'Hemli geng am Buggel chlebt?
Ehmal i b'sinne mi nüt dra
U bi doch scho n'e alte Ma.

Es git no Lüt sie sy viel b'sinter,
Als i, und du und anger meh;
Hest du dyr Lebti no n'e Winter,
Und de key g'frorni Schybe g'seh?
Und du d'er Frühling warm und styf,
Ds'Nacht schöni Thau und nie kej Ryf.

Im Maye Chirse und Erdbeert
U Gras, e Schu bis über d'sChneü;
Im Brachet selbi Roggen-Aeri,
U scho schiergar verjäses Heu.

auf
und
t an
hen
eſſt,
ucht
ge-
fels
ver-
ver-
r zu
mit
Her-
ſein
glich
dem
war
enſch

Die wunderbare Lebensretterin.

Am Jakobstag scho d'Ernd verby,
Wie süß wird erst d'er Trübel sey?

Und doch by dene gute Tage,
By aller große Fruchtbarkeit;
Ist nüt als Murre, nüt als Chlage,
I glaub, es syg key Mensch meh g'scheid.
Wär rechti Liebi i der Welt:
Su hät e niedre grad gnue Geld.

Der Kachle-Ludi.

Der wohlerfahrne Schneidermeister und Handelsmann N. N. in N. der danebst auch den Pferdte-Handel eifrig betrieb, und deswegen immer ein solches auf seiner zunächst dem Städtchen gelegenen Campagne hatte; bekam Lust eines Sonntags sich nach dem eine Stunde davon gelegenen B. Haus zu begeben, um sich daselbst lustig zu machen, und um sich nun beßer sehen zu laßen, ward beschlossen: auf seinem in Schwarzenburg gekauften spanischen Gibloniter dahin zu reiten, aber nach Ritters Gebrauch, und aus Besorgniß, daß das spitzrukigte Thier ihm etwa Beschwerlichkeiten verursachen könnte, mußte er noch vorher für eine tüchtige Rüstung und Decke desselben bedacht seyn, denn obschon die Rüstkammer des Ritters mit allem versehen war, um das jeweilige auf 31sten December fallende Caravaha-Fest mit Masque aus allen Zeitaltern zu versehen; so fehlte es dennoch an Sattel sammt Zubehörde. Endlich gelang es ihm, eine Sammlung, theils aus dem 16ten Jahrhundert, und theils aus dem siebenjährigen Krieg, kaufsweise an sich zu bringen, worunter sich vorzüglich ein paar große stählerne Sporren auszeichneten, die der Ritter wegen einer Sonnenfinsterniß für Silber ansah. Mit dieser Rüstung erwartete er nun den festlichen Tag. — Endlich brach derselbe an; das Pferd wurde gesattelt, der Ritter stieg einigemal auf der einen Seite hinauf, kam aber geschwind wieder auf der andern herunter, denn der Sattel wollte leider nicht fest halten. — Nach langem Untersuchen fand es sich, daß der Uebergurt fehlte und keine Steigbügel da waren, worauf er sich hätte stützen können, diese aber, glaubte der Ritter entbehren zu können, und da man keine Stricken bey der Hand hatte, so ward in Elle und insgeheim bey einem Grempler zugesprochen, bey dem man acht Ellen Glosch-libändel kaufte, um davon einen Uebergurt zu verfertigen. Unerschrocken bestieg nun der Ritter zum fünften Mal das Thier, und nun giengs frisch davon. Der Gaul, des leichten Ritters und der ihm immer im Leib stechenden Sporren ungewohnt, machte nun dem Schneider auch ungewohnte Sprünge; der Zaum zerriß, das Thier nahm den Reißaus, und patsch — da lag derselbe im Koth. Nachdem er sich aus diesem kläglichen Zustand wieder erhohlt hatte, bestieg er den untreuen Bucephal, den man unterdessen aufgehalten hatte, und so langte er noch vor Sonnenuntergang im B. Hause an, aß, trank und machte sich lustig, und tanzte bis er keine Sohlen mehr an den Stiefeln hatte.

Um nun nicht mehr in solche Umstände versetzt zu werden; fand er eine gute Gelegenheit, des untreuen Thiers, durch einen vortheilhaften Tausch mit dem sogenannten Kachell Ludi los zu kommen, von welchem er eine Portion Nachtgeschirr, Milchhäfeli, Gizivierteli-Blaten u. s. w. annahm, und dem Ludi den Gibloniter sammt der ganzen Rüstung dagegen überließ. Der ganze Kram ward nun im Laden auf einem aparte Tisch aufgestellt, aber o weh, nicht für lange;

ein hervorragender Nagel, woran der neue Kachlenkrämer mit dem Rockermel hängen blieb, verwandelte auf einmal die ganze Kunstausstellung von der Heimberg-Fabrike, in viele tausend Stücke.

Es muß alles offenbar werden.

Da gräbt in einem Flecken von Frankreich der Todtengräber ein Grab, und raucht sein Pfeiflein dabey so ruhig, als machte er ein Gartenbett. — Aber er stutzt doch, als ein herausgeworfener Schädel an dem schrägen Erdhaufen fest liegt, ohne herab zu rollen. Er untersucht ihn und findet, daß ein langer eiserner Nagel tief im Kopfe steckt. Jetzt hat er sein Pfeiflein auf die Seite gelegt, den Todtenschädel dazu, und seine Arbeit hat er ganz still und gedankenvoll vollendet. Ach! dachte er, wenn die Todten reden könnten, auf welche Weise sie manchmal von der Welt kamen, was würde man vernehmen.

Der Todtengräber geht zum ersten Vorgesetzten, zeigt seinen Fund vor, erhält ein Trinkgeld, und den Befehl zu schweigen. Aber dem Ortspfarrer wird aufgetragen, in der Stille und geheim nachzufragen, wer etwa der Ermordete gewesen seyn könnte. Lange forschte dieser umsonst! Endlich vernimmt er von einer alten Frau: ein weitläufiger Verwandter von ihr, Peter Gode, ein Wagner, sey da beerdigt, dessen Wittwe wieder mit einem Wagner verheirathet, noch jetzt am gleichen Orte lebe.

Die Pfarrbücher waren in der Revolutions-Zeit begreiflich nicht geführt worden, wo die Pfarrer nichts zu bedeuten hatten. Aber auf einem Register der Munizipalität fand sich der Sterbetag des Wagners, mit der Anzeige seines natürlichen Todes, den 17. August 1793, verzeichnet — Also auch hier keine Anzeige, keine Spur von Gewaltthat. Noch mehr! Man vernimmt der Verstorbene habe mit seiner viel jüngern Frau zwar in einer kinderlosen, aber doch glücklichen Ehe gelebt, und diese nach mehrjähriger Kränklichkeit noch bey Lebzeiten zur Erbinn seines Hauses und Rebberges eingesetzt. — Wer konnte nun noch Verdacht auf die Frau haben? Die Sache blieb still! — Aber der Pfarrer blieb nicht still! Ihm grauste ab der That, er forschte in der Stille weiter. Da vernahm er dann: die noch lebende Frau des ermordeten Wagners habe nicht lange nachher einen der Arbeiter des Mannes geheirathet; nicht lange nachher diesem einen Sohn geboren, welcher die letzten französischen Feldzüge mitgemacht habe, und noch jetzt, im Jahre 1820 als Fuhrknecht diene. — Da fieng es an Tag zu werden, dann vor dem Herrn ist alle Finsterniß Licht!

Der Pfarrer trifft die Frau einmal in ihrem Rebberge an, fängt an zu sprechen mit ihr, vom Wetter, von den Reben, vom Weinberg, vom verstorbenen Manne, und das Weib gab ziemlich kurzen und trotzigen Bescheid! Auf die Frage: warum sie so bald nach des ersten Mannes Tode sich wieder verheirathet habe? sagte sie: Ey! in der Revolution nahm man dergleichen nicht so genau! Ihr habt gut schwatzen, ihr bezieht ein ruhiges Einkommen. Ich aber mußte zu meiner Hanthierung einen Mann haben. — Aber wie denn ihr Sohn so frühe geboren worden sey? — Das verstehe die Hebamme besser als der Pfarrer! Er solle sich mit solchen Fragen fort scheren! — Auf will das böse Gewissen sich verbergen, und verräth sich eben dadurch am ersten!

Den Tag darauf läßt er die Frau zu sich kommen, macht ihr über ihr gestriges unanständiges Betragen Vorwürfe, und berührt nun ernstlicher den Gegenstand des gestrigen Gespräches. — Jetzt rührt sich das Gewissen des Weibes noch stärker, sie wird bald blaß, bald roth, und jetzt nimmt auf einmal der Pfarrer den Schädel unter seinem Priesterrocke hervor, hält ihr denselben vor Augen, und sprach mit starker Stimme: „Siehe da, Verbrecherinn, den Kopf deines ermordeten Mannes.“ Das griff durch! Erschrocken schrie sie: Ach ja! dieser Nagel gab ihm den Tod. Jetzt erhielt der Pfarrer und die aus einem andern Zimmer eintretenden Beamten ein vollständiges Geständniß von ihr; nämlich: sie sey des immer kränkelnden Mannes überdrüßig geworden; durch sein Vermächtniß seines Vermögens sicher gewesen, und mit dem Gesellen, ihrem jetzigen Manne, in einem allzuvertrauten Umgang verstrickt gewesen. Da habe sie einst in der Nacht, als ihr Mann in einem tiefen Schlafe gelegen, den Nagel gehalten, und ihr jetziger Mann habe mit einem Hammerstreiche den Mord vollendet. Durch die damaligen unruhigen Zeiten begünstigt, habe sie nach gemachter Anzeige, den Ermordeten, dessen Kopfwunde die Nachtmütze bedeckt habe, den Tag darauf beerdigen lassen! — Mann und Weib büßten ihre Schandthat unter der Guillotine, nachdem sie sieben und zwanzig Jahre lang die Früchte ihres Buhenstückes unbemerkt genossen hatten.

Erzittre Sünder! Das Gericht,
Wenn es schon lange Zeit verweilet
Und dich nicht auf der Stell' ereilet,
Zuletzt entfliehst du ihm doch nicht!

Etwas vom Krokodill.

Aus dem reichen Schatze seiner mannigfaltigen Kenntnisse hat der hinkende Bote früher dem Leser das furchtbare Amphibium, Krokodill genannt, vorgeführt.

„Gevater Schulmeister! Nicht so hohe Worte gemacht, die Leute merken sonst, daß ich mit einem fremden Kälblein pflüge.“

Nun will er ihnen als Nachtrag noch einen kleinen Bericht über ein solches wunderartiges Thierlein mittheilen. Im Jahre 1815 ward in Ostindien ein solches erlegt. Acht beherzte Männer hatten es mit eisernen Stäben, die zugespitzt waren, angegriffen, und nach langem gefährlichem Kampfe überwunden. Das Thier war gegen 18 Fuß lang, und am dicksten Orte des Leibes betrug der Umfang 6 Fuß. Und es muß überhaupt ein Thierlein von ganz artiger Größe gewesen seyn; denn als man den Bauch desselben eröffnete, fand man darinn die Gebeine eines armen indianischen Jungen, einer indischen Frau, die es vor drey Tagen gefressen hatte, und eine Geiß, die an seinem Todestage das Frühstück ausgemacht hatte. — Guten Appetit! —

Anekdote.

Der Herzog von Roquelaure hatte eines andern Platz in der Kirche eingenommen, ward aber davon vertrieben, weil dieser selbst kam. Er sagte daher zornig: „Es ist doch seltsam, ich komme selten in die Kirche, und wenn ich einmal da bin, werde ich gleich wieder herausgejagt.“